

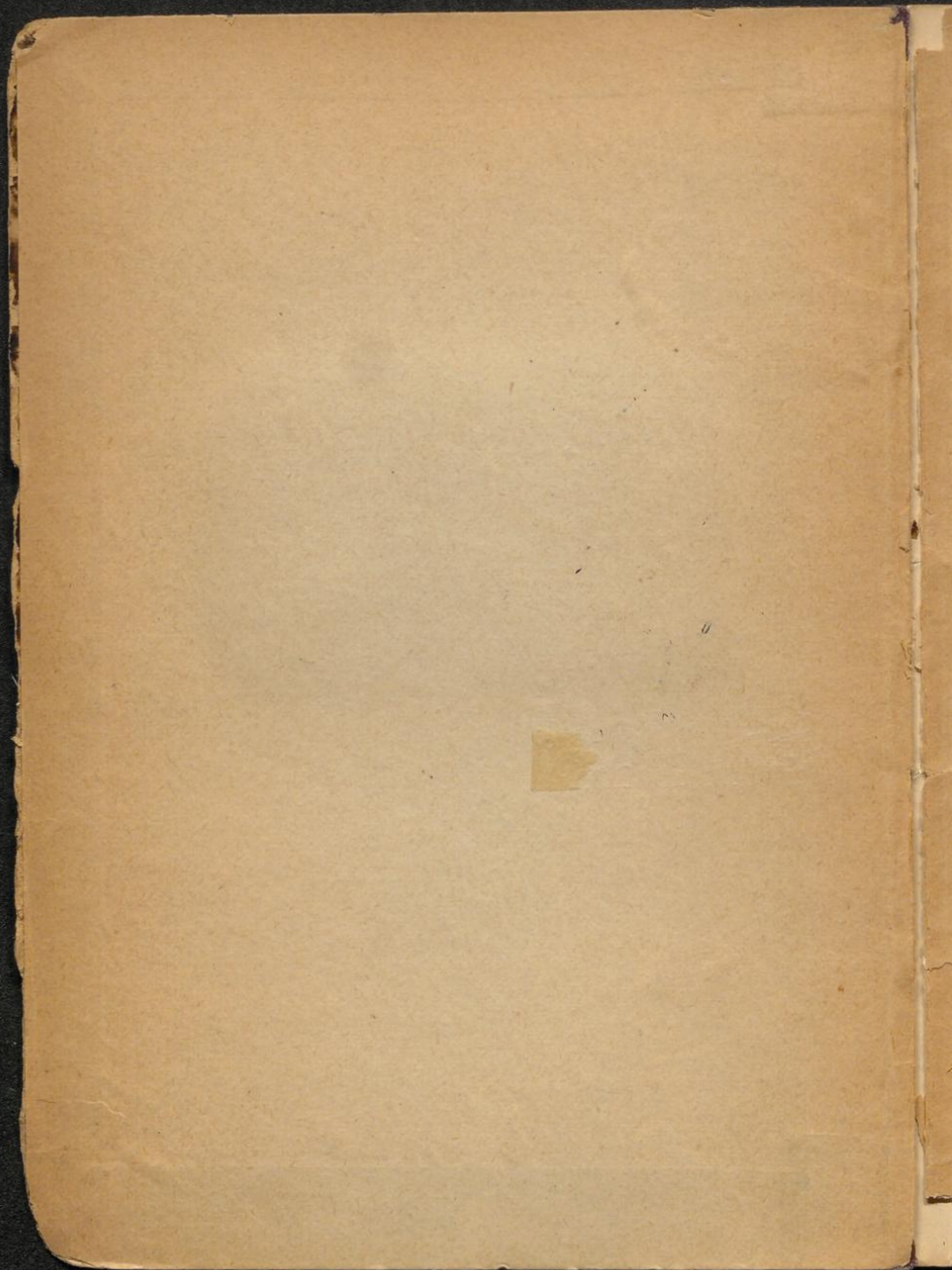
Wiener Stadtbibliothek

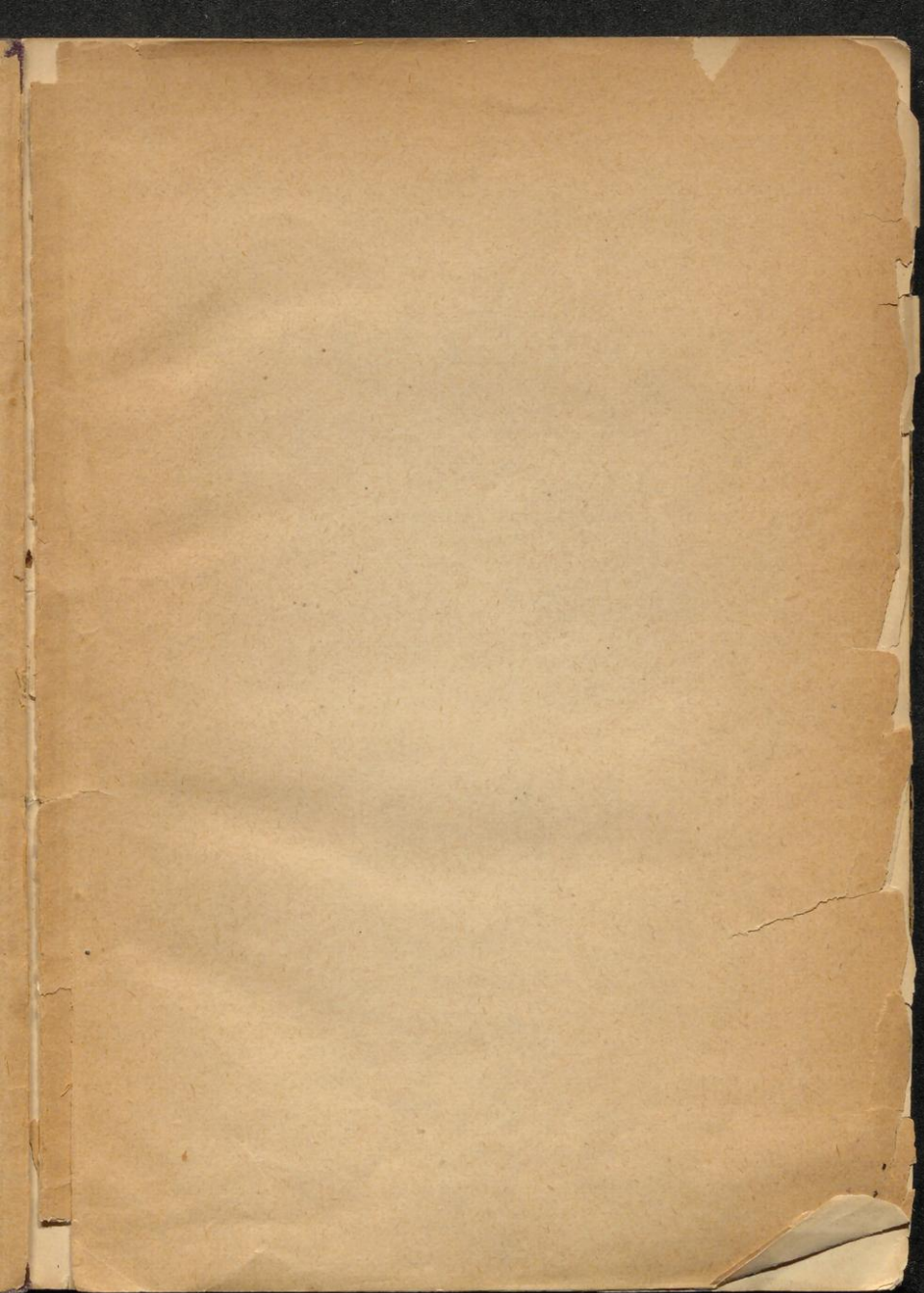
2048

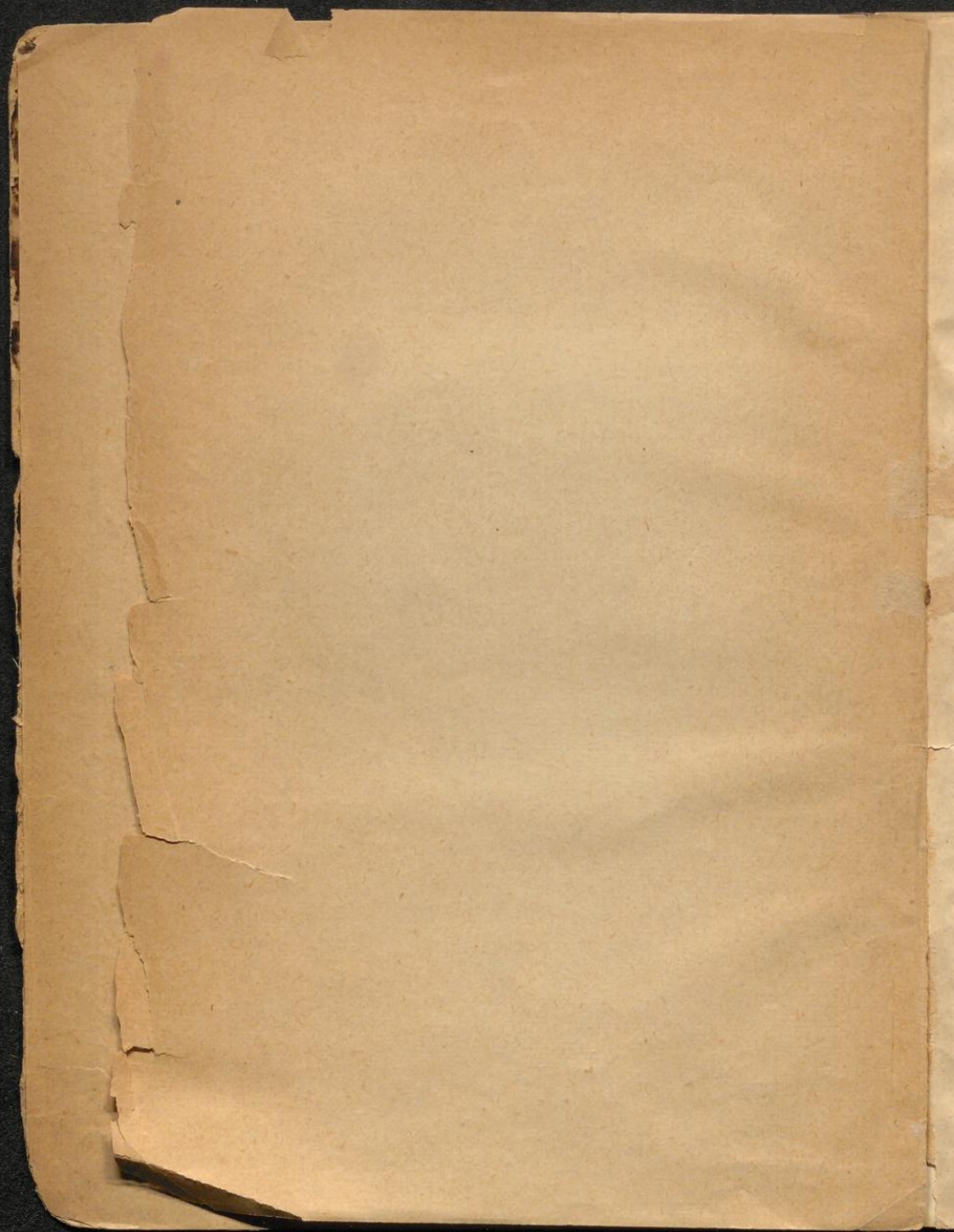
A



Процѣс
Чоринскы-Ебергени.







Der Process <sup>1860
3</sup>
Chorinsky-Gbergenni.

Ausführliche Darstellung
des
Thatbestandes, der Proceß-Verhandlungen
und des
Vorlebens der Betheiligten.

Zusammengestellt nach den veröffentlichten Aktenstücken und
Privatmittheilungen.

Mit 3 Holzschnitten.



Wien 1868.

Druck und Verlag von K. v. Waldheim.

Der Herr

Bohrerska-Gebrüder

Handlung

Handlung in Stockholm

Handlung in Stockholm

Handlung in Stockholm



Handlung in Stockholm

Handlung in Stockholm

Handlung in Stockholm

Vorwort.

Als am 26. November vorigen Jahres die Nachricht in Wien eintraf, wie unter geheimnißvollen Umständen eine Gräfin Mathilde Ledtke in München todt aufgefunden worden sei, als bald darauf die Vermuthung zur Gewißheit wurde, daß ein harmloses Wesen das Opfer eines scheußlichen Mordmordes geworden sei, als die Münchner Polizei, die Fäden des Mordcomplots schnell erfassend, nach der geheimnißvollen Dame zu forschen begann, welche meteorgleich in München aufgetaucht war und den Tod als Spur ihrer Tritte zurückgelassen hatte; schon damals rief das Ereigniß die allgemeine Aufregung hervor. Als dann später der Münchner-Polizeidirector mit sicherer Hand die Fäden zu entwirren begann, als er ohne Scheu vor der Grafenkrone, vor der hohen Verwandtschaft und vor dem Officiersstande, unter dessen Schutz der Anstifter des Mordes sich sicher wähnte, diesen erfaßte und durch diesen kühnen Griff sofort auch das unmittelbare Werkzeug des Mordes die Stiftsdame Julie Ebergénji den Wiener Behörden in die Hände lieferte; da wuchs die Aufregung und mit jedem neuen Detail, welches enthüllt wurde, nahm das Interesse zu und steigerte sich der Abscheu vor dem Mörderpaar. Mit Grausen

blickte man in diesen Abgrund von Verworfenheit, welcher sich vor uns aufthat.

„Jedes Verbrechen übt auf das menschliche Gemüth eine eigenthümliche Wirkung. Wir sehen nicht ohne pharisäischen Hochmuth, ganz gewiß nicht ohne geheimnißvollen Schauer, die von der Gesellschaft, von Gesetz und Sitte gezogenen Schranken, von der Leidenschaft niedergeworfen, sowie die werthvollsten der moralischen Güter von frevelhafter Hand zertrümmern. Diese Empfindungen steigern sich beim Anblick eines Mordes bis zum Höhepunkte. Denn während hier einerseits durch den verbrecherischen Raub des wichtigsten Gutes, des Lebens, das menschliche Herz für das unglückliche Opfer bewegt und von Mitleid erfaßt wird, erfüllt andererseits das Schreckliche des verbrecherischen Willens mit Schauer. Hiemit verbindet sich die Niedertracht eines Giftmordes. Zu klug und zu feige zu einem Angriff, betrügt der Verbrecher das Opfer um die letzte Hoffnung, das Recht der Selbstvertheidigung, indem er hinterücks sich naht und den Tod bringt. So sehen wir Julie Ebergenji unter falschem Namen, unter der Maske einer Leidensgenossin in das Vertrauen der Gräfin Chorinsty sich einschleichen und dann das herzliche, freundlichste Entgegenkommen und deren Gastfreundschaft mit dem Gifttrank belohnen; wir sehen sie nach monatelangen Vorbereitungen, nach einem verunglückten früheren Versuche bei der Gräfin erscheinen, ausgerüstet mit dem tödtlichen Gifte, gleißnerisch, Freundschaft heuchelnd — Todesgedanken im Herzen. Wir sehen sie vor der Frau, deren schwerste Schuld die war, daß sie allzuleicht den meineidigen Schwüren des Grafen Chorinsty glaubte, und seiner Liebe und Treue vertraut hat. Und während die Geliebte auszieht zum Morde des Weibes, wirft sich der feige Gatte

auf das Lager einer Buhlerin und sendet in seiner Gedankenlosigkeit und Verfehrtheit gotteslästerliche Gebete zu dem empor, der der Richter seiner Gräueltthat ist. Allein noch ist hiemit das Maß unseres Entsetzens nicht erschöpft. Wir sehen eine durch lockere Auffassung der Verpflichtungen zerrüttete Ehe, wir sehen ein Liebespaar, welches sich förmlich mit dem übertriebensten, geschmacklosesten Liebesbetheuerungen überschüttet, trotzdem sie sich gegenseitig die Treue brechen, indem er gleichsam als Zinszahlung einer entliehenen Summe das Verhältniß zu einer älteren Geliebten fortsetzt, und sie die Beziehungen zu freigiebigen Besuchern nicht aufgibt, ja sogar während des Mordes bei der Bekanntschaft mit dem Handlungsreisenden Umlauf zu solchem Treubruch sich herbeiläßt. Wir sehen Unsittlichkeit, Unzucht, Untreue auf allen Seiten, Ehebruch und die Prostitution reicht die Hand hiezu. Der gehoffte Meineid zahlreicher Verwandten ist ein herbeigezogenes Vertheidigungsmittel, und damit daneben das Schändliche nicht fehle, bringt sich der Verdacht einer Abtreibung der Leibesfrucht unverkennbar auf. Und wer sind Die, welche diese Scheußlichkeiten verübt haben? Sie sind nicht aus der Hefe des Volkes hervorgegangen, nein, sie sind nicht hervorgegangen aus der Armut, einer Classe, die ungestümen Trieben roher Sinnlichkeit sich hinzugeben pflegt, die durch Noth und Elend von Laster zu Laster und von Verbrechen zu Verbrechen getrieben werden! — Nein, an ihrer Wiege stand das Glück. Ihre Jugend leitete gute Erziehung, ein edler Name, glänzende Verbindungen, Alles, was Wohlstand und Erziehung gewähren, stand zu Gebote. Und doch sanken sie so tief, weil sie wahre Bildung des Geistes und Herzens sich nicht anzueignen, weil sie ihre Begierden nicht zu zügeln vermochten. Ja, es ist schlimmer, von solchen Leuten ein

Verbrechen verüben zu sehen, als ein größeres bei Anderen, weil die gesellschaftliche Stellung, in welcher solche Leute sich befinden, sie abhalten sollte vor einer so schweren Verletzung des Gesetzes, und die Personen, welche hier in Frage stehen, gehören den besten Ständen an. Wir finden unter den Verwandten und Bekannten glänzende Namen, hohe Staatsbeamte, vornehme Militärs; ihrer Geburt und Stellung gemäß haben sie sich in den entsprechenden Kreisen bewegt. Freilich wird Niemand von der Umgebung auch nur eine Ahnung gehabt haben, welch' tiefe sittliche Verworfenheit sich in diesem Mörderpaar verbirgt. Aber die Lebensweise einer Ebergényi kann auch in ihren Kreisen kein Geheimniß gewesen sein, und sie wurde doch geduldet. Zahlreiche Freunde und Angehörige wußten um ihre Beziehung zu dem verheirateten Manne, doch fand Niemand ein Wort des Tadel's, wenige nur eine schüchterne Bemerkung. Wir sahen sogar nahe Verwandte das Verlobungsfest mit seiner Geliebten mitfeiern. Es schien überhaupt in dieser Beziehung ein eigenthümlicher Begriff über die Moral zu herrschen. Und als nun diese Verhältnisse in eine Spannung gerathen waren, die Lösung erheischte, sehen wir Erscheinungen auftreten von der bedenklichsten Art. Jener Kampacher, der nach der Aeußerung Juliens für Geld zu Allem zu haben ist, der nach der Erklärung derselben dem Statthalter gegenüber, wie er selbst sagt, mit Sammtschuhen auftreten mußte, wir sehen, daß er das ihm Angetragene nicht ausführte, weil er die nöthige physische Kraft nicht hatte; dieser führt Dierkes herbei, dann sehen wir den Lopresti auftauchen, bei dem jedenfalls zweifellos feststeht, daß er Mittel zu der That geliehen hat, die in's Werk gesetzt werden sollte. So stehen wir vor einem Abgrunde sittlicher Fäulniß. Damit wir aber auch nicht einmal das Mitleid

ungetrübt genießen können, muß auch die Ermordete am Abende ihres Lebens sich eines Fehltrittes schuldig machen, welchen sie, nicht um ihres Gatten willen, dem sie ja keine Rücksicht schuldig war, aber um ihrer selbst und der sehr achtungswerthen Eltern willen, die so großmüthig und edel gegen sie waren, hätte vermeiden müssen.“

In diesen Worten hat der Staatsanwalt, Dr. Wülfert, am 26. Juni bei der Schwurgerichtsverhandlung gegen Gustav Chorinsky den Charakter des Processes treffend zeichnet und wir brauchen diesem düstern, jedoch wahren Gemälde keinen weitem Strich hinzuzufügen.

Auch wir fassen den Prozeß nicht als eine einzelne vorübergehende Erscheinung auf, welche mit unsern socialen Zuständen außerhalb jeder Verbindung steht, sondern wir sehen darin ein Symptom der Fäulniß, welche unsere Gesellschaft erfaßt hat, eine Mahnung, die Gesetze der Sittlichkeit höher zu achten, als Rang, Reichthum und Ansehen.

Das, und nicht allein das Interesse, welches der Verlauf des Processes in allen Kreisen hervorgerufen, ist das Motiv, warum wir die verschiedenen interessanten und erschütternden Momente des Processes zu einem einseitlichen Bilde zusammengefaßt haben, damit die laute Mahnung in dem Lärm des Tages nicht überhört werde, damit die Lehre, welche in diesem abschreckenden Bilde enthalten ist, nicht spurlos an uns vorüber gehe.

Drei Hauptrollen hat das blutige Drama; das Opfer, den Anstifter und die Mörderin. Es ist nur billig, daß wir den Letzteren den Vorrang lassen und mit ihr beginnen.

Julie Ebergényi von Telekes wurde am 9. Februar 1842 in Secsen geboren. Schon als vierjähriges Kind wurde sie von ihrer Mutter nach Pest gebracht, um daselbst in einem Institut erzogen zu werden. Allein schon vier Jahre später starb ihre Mutter und ihr Vater nahm sie nach Secsen zurück; auf dem väterlichen Gute verlebte sie ihre Jugendzeit. Wie sie behauptet, verließ sie das elterliche Haus erst im Jahre 1867, um nach Wien zu kommen. Es liegen jedoch mehrfache Anzeichen vor, daß sie inzwischen und zwar schon als erwachsenes Mädchen ein- oder zweimal ihren Vater auf seinen Geschäftsreisen nach Pest begleitet habe. Keine Stadt ist so geeignet wie Pest, die Triebe der Genuß- und Vergnügungssucht groß zu ziehen. Dort mag das sinnlich entwickelte Mädchen, welchem keine besorgte Mutter zur Seite stand, die ersten Eindrücke, die ersten Anregungen empfangen haben zu jener dämonischen Genußsucht, welche sie auf die Bahn des Lasters trieb. Welcher Art ihre Erziehung war, wie ihr häusliches Leben beschaffen war, darüber liegen wenig Anhaltspunkte vor. Wir wissen nur, daß ihr Vater nach dem Tode der Mutter die Gouvernante der Julie heiratete; der Stiefmutter scheint die Sorge der Erziehung obgelegen zu sein und sie hat sich wahrlich ihre Aufgabe nicht schwer gemacht. Julie Ebergényi lernte nothdürftig schreiben; ihr sonstiges Wissen scheint nicht die Durchschnittsbildung einer Magd überragt zu haben. Es wurde vor Kurzem ein sogenanntes Tagebuch der Ebergényi veröffentlicht, welches, wenn es echt ist, die Mädchenjahre der traurigen Heldin in dem Familiendrama in abschreckender Nacktheit enthüllen würde.

Dieses Buch trägt angeblich die Aufschrift „Mein Tagebuch“, 1854 begonnen von Julie v. Ebergényi. Die Schrift ist mädchenhaft, unorthographisch und wimmelt von Sprachfehlern, welche im Laufe der Zeit nur wenige Besserung erkennen lassen.

Das erste Blatt soll vom 1. Jänner 1854 datirt sein und folgendermaßen beginnen: „Heute fängt ein neues Jahr an; so will ich denn auch ein neues Leben beginnen und Alles hier aufschreiben, was mir im Leben passiert. Das soll gut sein, sagt Herr Osmányi; warum soll ich nicht thun, was gut ist, ich bin ja schon



Julie Ebergényi.

ein großes Mädchen, das seiner Bestimmung entgegengeht. Wenn ich einmal eine vornehme und reiche Frau werden sollte, die auf ihrem Schlosse wohnt und viele Diener hat, und Alles mir zu Füßen liegt wie einer Königin! Gott, wie glücklich ich da wär'! Ich habe heute ein schwarzes Seidenkleid zum ersten Male angezogen, es steht mir gut, nur sind die Bolants verpfuscht, die Coiffure mit blauen Bändern könnte in Wien oder Paris von der ersten marchande de modes gemacht sein. Ich habe heute meinem Vater gratulirt, der Vater sagte zu mir: „Zulchen, ich glaube Deinen Worten, Dein

Herz war immer gut, doch bist Du unverträglich, das ist ein Fehler.“ Ich sagte: „Papa, Sie sollen nur Freude an mir haben“. Er sagte: „Gott gebe es, ich habe Euch ja so lieb, insbesondere Dich“. Die Komödie war bald aus. Ich werde auf den Ball gehen, denn ich bin von den J. . . geladen.“

„Am 21. Jänner. Heute war ich in der Kirche, es war schön anzusehen, wie die Soldaten Spalier machten in voller Parade, der Rittmeister war auch da und neben ihm stand der Lieutenant, der Rittmeister gefällt mir besser, als er gestern an unserem Hause vorbeiritt, grüßte er mich freundlich und lächelte dabei, als er am Ende der Gasse angelangt war, bog er sich um, ich glaube, der Mann findet mich reizend.“

„Am 2. Februar. O, ich bin unglücklich! Unser Ort ist wie ausgestorben, der Rittmeister, der Lieutenant, alle sind sie fort von hier, nach Italien ausmarschirt. Ich wollt', ich könnte mit, und sei es auch als Marktentenderin. Im Kriege muß ein lustiges Leben sein. Wenn ich ein Mann wäre! Ich komme mir gar nicht vor wie ein Frauenzimmer. Unser treuer Haushund, Sultan, wurde gestern todt im Hofe gefunden, die Betharen haben ihn vergiftet, denn er war zu wachsam, ich habe fast geweint über den treuen Sultan.“

„Am 24. Juli. Morgen reise ich nach Pest mit dem Papa, er hat dort Geldgeschäfte, vielleicht nimmt er mich mit nach Wien. Ich bin begierig, wie mir Wien gefällt. Schöner ist's gewiß dort wie hier.“

„Am 3. August. Es ist sonderbar, ich bin noch ein Mädchen und keine Frau und doch Beides nicht. Ich werde beichten gehen, die Beichte wäscht jede Sünde rein. Der Vater geht Abends in's Kasino. János kommt wieder, ich sehne mich nach ihm, schade, daß er ein armer Kerl ist.“

„Am 24. August. Den János habe ich zur Thür hinausgeworfen, denn er ist unverehelicht, er nannte mich Du; als ich es ihm verwies, sagte er mir die größten Gemeinheiten. Das hat man davon, wenn man sich mit einem solchen gemeinen Menschen, der nicht einmal weiß, wer sein Vater war, abgibt. Ich werde mir diese Lektion merken und nur an Adelige mich halten.“

Allein wir zweifeln an der Echtheit dieses Tagebuchs. So

wird kein Selbstporträt gemacht und kein Mädchen, selbst das vorwerfenste nicht, ist im Stande, sich in dieser Weise zu schildern.

Wenn uns über die Jugendjahre der Ebergényi wie über ihr Leben im Elternhause verlässliche Daten fehlen, so sind wir bezüglich ihres Lebens und Treibens in Wien in einer embarras des richesses. Hier sprechen die Akten sehr deutlich, und die Polizei selbst enthüllt uns Eines der interessantesten Kapiteln aus den Geheimnissen einer Residenzstadt. Im Jahre 1867 kam Julie Ebergényi nach Wien, und zwar allein. Ihr Vater und ihre Geschwister wollten sie nicht ziehen lassen, aber sie war nicht das Mädchen, um sich durch solche Rücksichten von einem einmal gefaßten Plan abhalten zu lassen; und sie hatte Pläne, großartige Pläne für ihre Zukunft. Sie wollte durch ihre eigenen Verdienste Selbstständigkeit, Reichthum und eine vornehme Stellung erringen; der Weg hierzu, und zwar der anscheinend bequemste, war ihr wohlbekannt. Als sie nach Wien kam, war sie, so viel ist erwiesen, nicht mehr zu verderben; sie war fertig ausgebildet in dem Gewerbe, welchem sie sich sofort ergab. Das obenerwähnte Tagebuch enthält hierüber sehr deutliche Fingerzeige. Dieser Theil des Tagebuches hat die innere Wahrscheinlichkeit für sich. Es heißt darin:

„Am 14. Jänner 1865. Nun habe ich schon lange nicht in dieses Buch geflekt, ich thu's aus Langeweile und Verzweiflung. Mit dem Vater ist es nicht auszuhalten. Gestern hätte er mich bald geschlagen. Er sagte, ich werde nur Schande haben von Euch. Du warst mein Augapfel, aber ich merke, daß du eine Messaline wirst. Was das Wort bedeutet, weiß ich nicht, ich will es auch nicht wissen. Ich habe einen Zobelpelz sammt Muff von Eduard bekommen, ich werde morgen nach Pest gehen. Eduard wird mich als Gesellschafterin bei seiner Tante unterbringen.“

Die ersten Eindrücke in Wien werden in diesem Tagebuche folgendermaßen geschildert:

„Am 2. Oktober. Ich bin in Wien. Ich komme mir vor wie verloren. Gestern war ich im Theater, man gab „Norma“. Das Stück gefiel mir. Ich konnte nicht begreifen, warum diese Norma den Liebhaber nicht gleich erschlagen hat. Wie dumm! Sie stirbt mit ihm! Und die Kinder! warum war sie so dumm und hat ihre Kin-

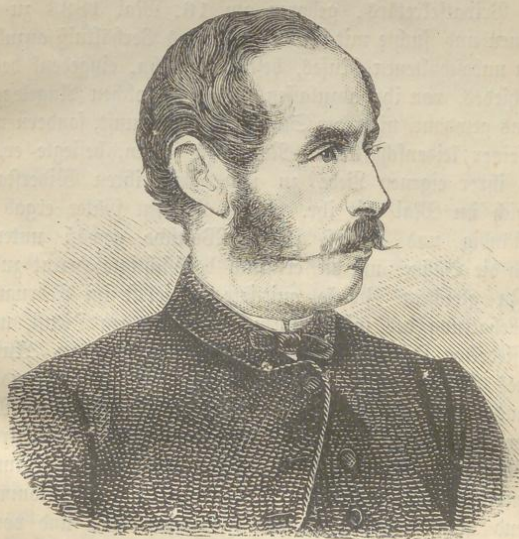
der nicht kalt gemacht. In alter Zeit waren die Menschen noch sehr dumm.“

„Am 14. Oktober. Ich habe wieder eine Eroberung gemacht. Mein Verehrer ist zwar 56 Jahre alt und so häßlich wie ein Skorpion, aber das verzeiht man leicht einem Manne, der acht Orden hat und Graf heißt. Graf W. ist General, sonderbar, mir wird eiskalt, wenn er mich an der Hand faßt, aber ich bin alt genug, um ernst zu denken.“

Gerichtlich ist erhoben, daß sie sich sofort nach ihrer Ankunft in Wien bei ihrer Taufpathin einmietete. Bei Tag lebte sie dort still und zurückgezogen. Sie lag meistens auf dem Sopha hingestreckt und las französische Romane. „Abends pflegte sie spazieren zu gehen.“ Uebrigens empfing sie schon hier unbekante Herren zum Besuche, so zwar, daß die Taufpathin, welcher als anständigen Frau und Mutter eines wohlgezogenen Mädchens ein solches Leben ein Greuel sein mußte, der Dame schon nach einigen Wochen die Wohnung kündigte, und diese bezog im selben Hause ein separirtes Zimmer, wo sie sich, unbelästigt von der Aufsicht der sittenstrengen Pathin, ganz dem „Geschäfte“ widmen konnte. Die einzige Vorsicht, die sie beobachten mußte, bestand darin, daß sie nicht zwei Herren zu gleicher Zeit empfing. Um solche Kollisionen zu vermeiden, mußte ein Herr immer so lange auf der Stiege warten, bis er von der Dame das Signal erhielt, daß die Luft rein sei. Dieses musterhafte Leben setzte das Fräulein auch in einer andern Wohnung in der Himmelpfortgasse bei Frau von Humburg fort und sie brach auch nicht mit diesem Lebenswandel, als sie bereits mit dem Grafen Chorinsky in intime Beziehung getreten war, ja selbst, als sie alle Vorbereitungen traf, um als Frau Gräfin Chorinsky in der vornehmen Welt ihren Einzug zu halten. Vorher wandelte sie die Luft an, Ehrenstiftsdame zu werden, und auch diesen Ehrgeiz wußte sie zu befriedigen. Auf welche Art, ist bisher nicht aufgeklärt; Thatsache ist, daß sie am 6. Juli 1867 zur Ehrenstiftsdame des Brünner adeligen Damenstiftes ernannt wurde, und daß sie am 19. Juli die vorgeschriebene Taxe von 50 Dukaten erlegte. Dieses Geld erhielt sie von einem ihrer zahlreichen Verehrer, demselben, Baron

Popresti, der auch einen Theil der Kosten der Ausstattung für die zukünftige Gräfin Chorinsky bestritt.

Die Bekanntschaft mit dem Grafen Chorinsky bildet einen verhängnißvollen Abschnitt in dem Leben der Ebergényi. Ohne diese Bekanntschaft hätte sie vielleicht den Weg des Verbrechens nicht betreten, sie wäre höchstens mit den Polizeivorschriften in Kollision gekommen. Wie diese Bekanntschaft geschah, darüber erzählte der



Graf Gustav Chorinsky.

Graf Chorinsky, daß er die Dame im März 1867 in einer Gesellschaft und später im Mai bei einer Gräfin Niska gesehen habe; es scheint jedoch, daß der Bund dieser zwei schönen Seelen auf der Straße angeknüpft wurde.

Graf Gustav Chorinsky, Freiherr von Ledste, welcher nun auf dem Schauplatze des Verbrechens auftritt, stammt aus einem

alten mährischen Geschlechte und ist im Jahre 1832 geboren. Zweifellos erhielt er eine sogenannte sorgsame Erziehung. Hestig, kindisch, begehrend war der Graf jedenfalls, das zeigt sein ganzer Lebenslauf namentlich die Art und Weise, wie er um seine Frau, die unglückliche Mathilde, freite und sie heimführte. Mit 17 Jahren war er in's Militär eingetreten und stand im Sommer 1858 als Oberlieutenant zu Linz in Garnison. Dort lernte er seine spätere Frau, die damalige Schauspielerin Mathilde Kneff, Tochter eines gräßlich Herding'schen Privatsekretärs, geboren am 16. Mai 1833 zu Mannheim, kennen und suchte mit ihr ein zärtliches Verhältniß anzuknüpfen. Bis dahin unbescholtenen Rufes, beschwor sie ihn, eingedenk des Standesunterschiedes, von ihr abzulassen. Aber in solchen Angelegenheiten des Herzens gewohnt, nicht der Stimme der Vernunft, sondern nur dem Drange seiner leidenschaftlichen Natur zu folgen, besiegte er, unterstützt von ihrer eigenen Liebe zu ihm, bald ihren Widerstand und verlobte sich im Mai mit ihr. Einige Wochen später ergab sie sich ihm vollständig und verließ seinem Wunsche gemäß unter Kontraktbruch die Bühne, um die ernstlich beabsichtigte Heirat zu ermöglichen. Zu gleichem Zwecke quittirte er selbst im Februar 1859 ohne Beibehaltung des militärischen Charakters den Dienst, und beide Liebende siedelten sich in Gufersbach bei Salzburg an. Auf Anregung seines Vaters wurden sie von der Polizei getrennt und er nach Wien transportirt, sie ausgewiesen, worauf sie sich nach München und später nach Augsburg begab. Schon am 20. April trat Graf Gustav Chorinsky wieder bei einem in Italien stehenden Regimente als Gemeiner ein und ließ nun die Geliebte nach Verona kommen, wo sie während des bald beginnenden Feldzuges blieb und von einem todtten Mädchen entbunden wurde. Graf Chorinsky zeichnete sich im Felde aus und avancirte noch während des kurzen Feldzuges zum Oberlieutenant. Nach dem Abschlusse des Friedens reisten Beide mit einer französischen Familie Cournauld aus Malzeville bei Nancy nach Deutschland, wo Mathilde in Augsburg blieb und Katholikin wurde, während er wieder zu seinem Regimente zurückkehrte. Seine Bemühungen, die Heirats-erlaubnis zu erhalten, scheiterten und deren Erfolglosigkeit bestimmte ihn, in die damals in Organisation begriffene päpstliche Armee überzutreten, in welche er am 1. März 1860 als

Hauptmann im 2. Jäger-Bataillon eingetheilt wurde. Kaum in Ancona angekommen, ließ er die damals noch heißgeliebte Mathilde von Augsburg dahin kommen. Am 12. Juli erhielt er die dienstliche Bewilligung zur Heirat und theilte dies der Braut schriftlich und telegraphisch unter Ausdrücken des höchsten Entzückens mit. Am 17. Juli fand in Foligno im Kirchenstaate die Trauung statt und die Ehe scheint Anfangs eine um so glücklichere gewesen zu sein, als auch die Eltern des Gatten dem Sohne seinen von ihnen mißbilligten Schritt verziehen und in wirklich großherziger und liebevoller Weise die ihnen aufgedrungene Schwiegertochter als solche anerkannten. Doch hat schon damals sein heftiger, reizbarer, eifersüchtiger Charakter das eheliche Glück mannigfach getrübt. Nachdem ihm seine Gattin am 4. März 1861 vorzeitig einen Knaben geboren hatte, der bald wieder starb, mußte er im April die in Auflösung begriffene päpstliche Armee verlassen und siedelte mit seiner Gattin nach Heidelberg über. Nach einem höchst eigenthümlichen, von ihm am 1. August 1861 zu Heidelberg seiner Frau ausgestellten Revers, worin er sich verpflichtet, sie nicht zu schlagen, kneipen und zu schimpfen, scheint er sich mitunter bis zur Mißhandlung seines Weibes vergessen zu haben. Im November begleitete er, einer Einladung der erwähnten Familie Cournauld folgend, Mathilde nach Nancy, wo er sie im Dezember ohne Geld zurückließ, um in Brünn bei seinem Vater, der damals Statthalter von Mähren war, seine Wiederaufnahme in die österreichische Armee zu betreiben. Allein da er überhaupt ohne Vermögen und, von früher her tief in Schulden, die erforderliche Kaution nicht aufzubringen vermochte, scheiterten seine Bemühungen.

Erst der Krieg von 1866 ermöglichte seine Wiederaufnahme in die Armee. Mittlerweile war der Graf Chorinsky senior als Statthalter von Niederösterreich nach Wien übersiedelt. Im Jahre 1864 traf die verlassene Frau des Grafen Gustav im Hause ihrer Schwiegereltern in Wien ein und fand dort bereitwillige Aufnahme. Doch als der Gemal als Verwundeter von Königgrätz zurückkehrte, machte er zur Bedingung seiner Rückkehr in das elterliche Haus, daß seine Frau daselbe verlasse. Die Unglückliche verließ das letzte Asyl im Hause der Schwiegereltern und begab sich nach kurzem

Aufenthalte in verschiedenen Städten im August 1866 nach München und bezog dort im Oktober 1867 bei der Kabinetsdienersgattin Elise Hartmann, Amalienstraße Nr. 4, ein Zimmer, dasselbe Zimmer, welches sie nur als Leiche verlassen sollte.

Es ist nun Zeit uns mit dem unglücklichen Opfer zu beschäftigen. Mathilde Kueff war um ein Jahr jünger als der Graf Gustav Chorinsky. Sie war am 16. Mai 1833 zu München geboren. Der Graf lernte sie kennen, als er in Linz in Garnison stand. Mathilde Kueff war damals Schauspielerin am Linzer Theater. Ein junges blühendes Geschöpf, von bezaubernden Manieren und sprudelndem Wit, so stellt sie sich in dieser Periode dar; aber auch als Wesen von tiefem Gemüth und tüchtiger Bildung, welche jedenfalls jene des Grafen bedeutend überragt, tritt sie uns entgegen.

Die Hand der Gerechtigkeit, als sie nach den Spuren der Thäterschaft des geheimnißvollen Mordes forschte, brachte auch das Tagebuch des Opfers an das Tageslicht, für welches es nicht bestimmt war, und sorgte dadurch für eine Rechtfertigung der Unglücklichen, welche ein Leben voller Leiden, Kränkungen und Demüthigungen mit einem Fehltritt abschloß, der, wenn er auch nicht zu entschuldigen ist, durch das, was vorhergeht, durch die Tage des Leidens, der Entfugung, der verletzenden Behandlung von Seite des Mannes wenigstens erklärlich wird.

Das Tagebuch beginnt mit einer Widmung an Gustav Chorinsky, welche folgendermaßen lautet:

(Handschrift Mathilde Chorinsky's.) Möge Dir, mein Gustav, dieses Buch eine Erinnerung sein an all die Tage, die wir zusammen verlebten; mögen sie mehr oder weniger froh gewesen sein, glücklich waren sie doch, da sie uns vereinten. Wir haben uns Treue

gelobt, wir haben Dinge gewechselt, die Liebe vereint uns! Monate sind vergangen und so manche bittere Stunde schlug uns, aber sie fettete uns fester. „Befiehl dem Herrn deine Wege“, ist unser Gebet, „er wird's wohl machen“. Unsere Hoffnung, wird diese Hoffnung sich erfüllen? wir wissen's nicht, aber was und wie es komme, ich



Gräfin Chorinsky, geb. Zuess.

liebe Dich, und diese Liebe ist mein Hort — laß mich an diesem Horte sterben!

M ä r z.

(Handschrift Gustavs.) Am 12. mit Thilde nach Salzburg abgereist. Am 15. in Salzburg angekommen.

Am 17. in Glufersbad eingezogen, wo ich bei einem Müller, Thilde bei einem Bäcker einzog.

A p r i l.

Am 3. Mathilde nach Wien abgereist, beim Karl abgestiegen.

Am 8. ich angekommen.

Am 10. zusammen abgereist und

am 12. in Salzburg angekommen, die letzte Station mit Extrapost gefahren.

Am 13. von der Polizei zur Abreise schändlicher Art und Weise, besonders vom elenden Direktor Lemonier gezwungen worden.

Am 14. Mathilde nach München abgereist, ich, mit Plänen ihr nachzufolgen beschäftigt, wurde jedoch

am 15. auf infame Art zur Abreise mit Polizeikommissär Pezák nach Wien gezwungen, wo ich am 16. ankam und vom F.M. Kempen meiner schändlichen Haft entlassen wurde.

Am 16. meinen Vater gesprochen.

Am 13. Juli nach Görz von Verona abgereist, wo ich

am 15. ankam,

am 24. den Typhus bekommen,

am 27. die gräßliche Nachricht eines todtten Mädchens erhalten, Verzweiflung an's Bett gefesselt.

Am 1. August eilte ich was ich konnte, nach Verona, am 2. August blieb ich dort, fuhr jedoch Abends in höchster Trauer ab.

Am 3. August traf ich in Görz meinen Vater, wo ich eine furchtbare Szene hatte.

Am 11. August fuhr ich nach Verona.

Am 14. August fuhr ich mit Mathilde nach Padua, wo ich den 15. und 16. blieb und dann nach Mestre fuhr, wo ich außerdem 14 Tage in Venedig bis letzten September unter dem Schutze des Oberleutenants Markusch blieb, während dieser Zeit einige Ausflüge nach Treviso, wo ich zwölf Tage war, dann zum F.M. Samuel Ghulay und nach Venedig. Den 10. Oktober mit Cournaud über Verona nach Bogen mit Eisenbahn, dann mit Eisenwagen bis Innsbruck, wo wir die Stadt ansahen und Mittags über Ruffstein nach München fuhren. O herrliche Zeit! München und

das Oktoberfest recht genossen bis zum 24. Oktober, wo wir nach Frankfurt am Main und Homburg fuhren, auf der Rückreise in Darmstadt 3 Tage, in Heidelberg 2 Tage und in Stuttgart 2 Tage zugebracht, dann nach Landshut und Freising gefahren und nach Augsburg am 9. November angekommen, wo ich Mathilde am 12. November krank verließ.

Audienz beim Kaiser in Wien, jedoch ohne Erfolg und am 20. in Graz einrückte und zum Profossen kam, wo ich am 13. Dezember entlassen, mit Oberlieutenant Graf Chorinsky zu Frank-Infanterie Nr. 79 transferirt nach Pedrone fuhr.

Am 1. März wurde ich Hauptmann im zweiten päpstlichen Bersaglieri-Bataillon und reiste auf Werbung nach Laibach am 27. März, wo ich acht Tage in Unter-Krain zubrachte.

Am 15. April telegrafisch nach Ancona mit Oberst Graf Condenhove, Hauptmann Graf Pálffy, Prossig, Dehord, Lieutenant Szerdahelyi und Kaplan Handel abberufen. Mein Vater bis Triest mit, qualvolle Stunden dort verlebte.

Am 17. April 1860 in Ancona angekommen, gleich wegen Mathildens Ankunft arrangirt, am 16. Mai kam Mathilde mit all ihrer Bagage und Jungfer Regina an ihrem Geburtstag in Ancona an, namenlose Freude.

Am 5. Juni schickte ich mein Bittgesuch wegen Heirat an den Papst.

Am 12. Juli die Erlaubniß zur Heirat vom Papst erhalten, gleich Mathilde telegraphirt, die am 15. Juli von Ancona bis Macerato fuhr, wohin ich, Major Ddescalchi, Hauptmann Falkenstein und Verbeed, die nebst Hauptmann Fuchmann auch Zeugen und Beistände der Hochzeit waren; und am 16. Juli führten wir meine Mathilde im Triumph nach Foligno, wo Kaplan Handel die Hochzeit vorbereitete, und nun ein ganz neues Leben!

(Handschrift der Mathilde.) Gott segne meinen Mann und vergilt ihm seine Lieb' und mich lasse er nie vergessen, wie edel er an mir gehandelt, Amen!

(Handschrift des Gustav.) Am 17. Juli 1860, Abends 8 Uhr, war meine Hochzeit mit Mathilde Kneff, die nun mein angebetetes Weibchen Mathilde Chorinsky heißt. Die Hochzeit war bril-

lant, die Kompagnie, meine nämlich, der fünften, bildete Spalier in der Kirche. Major Fürst Viktor Odescalchi und Kommandant Hauptmann Fuchmann waren Beistände, Zeugen Hauptmann Baron Falkenstein, Oberlieutenant Ritter v. Berbeck waren Brautführer, Abends kleine Soirée bei uns, alle Hauptleute und alle Subalterne mit Ausnahme der Preußen waren bei der Hochzeit. Hübsches Quartier.

(Handschrift Mathildens.) Am 17. August war unglücklicher Tag oder besser gesagt Abend, um 6 Uhr kam mein Gusti von der Post mit einem Brief von den Eltern, er wollte ihn erst nicht erbrechen, doch ich redete ihm zu, er brach ihn auf, da fielen ihm zwei Briefe seiner Mama entgegen, deren Abschrift Nr. 1 lautet:

Für meinen Sohn Gustav Chorinsky, Nr. 2 für meine Schwiebertochter Mathilde Chorinsky.

Ich erbrach den Brief, den mir mein Mann gab, nicht gleich, so zitterte ich, Thränen verdunkelten meine Augen, ich setzte mich, faltete meine Hände und ein inniges Dankgebet stieg zu Gott, wenn aber meine Schwiegermutter in meinem Herzen die fertige Freude und den tiefen Dank hätte lesen können, den ich ihr sollte, es hätte sie tief gerührt und jeden Groll, der vielleicht noch vorhanden, ausgetilgt. Sie nennt mich „Liebe Mathilde“ und wünscht, daß ich sie „Liebe Mutter“ nenne, mein Herz sagt noch viel mehr, ich schrieb noch denselben Abend an sie und dankte ihr. Den Segen des Vaters schickte sie mir auch, sowie Grüße der Geschwister. Mein Herz kann kaum die Freude fassen. Odescalchi freute sich mit uns und gratulirte.

(Handschrift des Gustav.) Den 4. März meine Mathilde mit einem 7 Monat-Kind entbunden, einem Knaben; den 30. November zogen wir von Heidelberg fort und reisten nach Nancy, speisten auf der Durchreise in Straßburg, besahen den Münster und erhielten einen großartigen Eindruck davon. Abends um 9 Uhr kamen wir in Mainz an, wo uns Herr und Madame Cournaud erwarteten am Bahnhofs und nach Maleseville führten.

1861.

(Handschrift der Mathilde.) Den 22. Dezember, Früh halb 7 Uhr, fuhr mein Gustav fort, es ist mir jetzt sehr todt und öd, ich

Jah den Zug vorüberfahren, ein Stern stand am Himmel, noch möge er ihm Glück bringen.

Den 24. Dezember ein Brief von Gustav, der erste, der mich auch sehr freute, mein lieber, lieber Mann.

Den 25., Brief von Gustav aus Pleinfeld, einen Tag später einen aus Nürnberg.

Den 1. Jänner, vierten Brief von Gustav, welchen er von Brünn aus schrieb. O, namenlos hat mich dieser gefreut, denn Gustav schreibt, daß Alle mich achten und lieben, besonders der Vater, der sagt, daß er sich freue, daß Gustav ein so braves Weib bekommen, ich sei sehr achtenswerth, und er habe mich in sein Herz geschlossen; auch habe ich mir schon durch den ersten Brief sein Herz gewonnen.

Ich bin glücklich, sehr glücklich darüber, und möchte dem lieben guten Schwiegervater einen oder mehrere Küsse dafür geben. Die Mutter hat mich lieb und achtet mich, o, ich küsse ihr die Hände und danke Gott, der mir beistand, sie Beide zu versöhnen. Pepi und die Tante schrieben Briefe, ebenso Heinrich und Igó; den Letzteren antwortete ich, da es die ersten Briefe waren, die sie mir schreiben.

Den 3. wieder Brief von Gusti; er schrieb für letzten Dezember und wieder, daß Vater mich so lieb hat und so viel von mir spricht; doch habe ich großen Kummer, daß Gusti nicht aufrichtiger war, und ich hätte am liebsten gleich geschrieben, und nur Gustav zu liebe warte ich noch, aber es bedrückt mich; der Vater verdient Vertrauen.

Den 20. April Gustav's Geburtstag, was mir am 14. April sein lieber Vater mittheilte auf mein Bitten. Ich schrieb einen deutschen und am 19. April den ersten französischen Brief an Gustav.

Gott erhöere mein Gebet und gebe meinem heißgeliebten Manne Glück, daß es bald eintrete, mein lieber einziger Chorinsky, daß diese Sorge von dir genommen werde, bete ich Tag und Nacht.

Ich werde sehr, sehr traurig sein. Fern von dir zu sein und manchmal weiß ich nicht wie ich soll leben ohne ihn. Das Leben hat für mich viel Trübes, oft mehr als ich tragen kann.

Gott gab mir einen braven Mann, den ich unendlich liebe, der mich liebt und doch sind wir getrennt und haben so viel Sorge. Oh, mein armer Mann! Möge dich Gott segnen und dir jetzt nur beistehen, damit du wieder froh sein kannst, so bin ich auch zufrieden; gebe der Allgütige, daß mich mein Gustav lieb behalte und auch fern von mir nicht erkalte, ich werde sonst namenlos elend sein und ich flehe zu Gott, daß er mich zu sich nimmt, wenn das geschehen könnte, denn lieber dann todt; ich lebe so nur halb, und ferne von ihm leben zu müssen, habe ich mir nie gedacht. Gott segne mein Leben, mein Glück, meinen Gustav. Mein Chorinsky hörst du's? Ich küsse dich tausendmal, ich dank' dir für alle Lieb' und Treue, segne Gott dich dafür tausend tausendmal! Mein Chorinsky bleibe mein, behalte mich lieb, ich lebe ja nur in dir! Gute Nacht! An deinem Geburtstag „Glück auf!“ Oh, nur jetzt einen Moment bei dir, was wäre ich so froh!

Den 22. Mai 1862. Heute erhielt ich Brief von meinem Mann, den er am 19. Mai geschrieben, am selben Tage, wo ich so einen unigen Drang fühlte, an ihn einen Brief zu begimmen. Mein Herz ahnte das auch nicht, was er mir heute schrieb. Es steht so schlimm um ihn, daß, um ihn zu retten, für mich nur Scheidung bleibt und in's Kloster zu gehen, damit er eine reiche Partie finde, wenn er reich ist.

Mein Gott, kannst du nicht ein Wunder thun! Mein einziges Glück in meinem Leid war mein Chorinsky und ihn soll ich verlieren — nicht blos verlieren, ihn auch noch einer Anderen geben! soll mich in ein Kloster begraben, für das ich keine Neigung habe, das mich ewig von ihm scheidet. Es ist zu hart, zu viel auf einmal; mein Gott, sei barmherzig mit mir, — sei barmherzig, o mein armer, armer Gustav!

Den 1. Juni Brief von Gusti, der mir sehr wehe that, aber ich sage es ihm nicht, denn er muß sehr unglücklich sein, daß er dies schreiben konnte und ich will ihm seine Liebe jetzt vergelten, indem ich geduldig Alles hinnehme, und weil ich manchmal nicht genug liebevoll zu ihm war, will ich jetzt um so mehr gut sein und Alles ertragen, denn ihn treibt nur die Verzweiflung zu solch bitteren Worten. O armer Mann! Gott sei ihm gnädig und mir!

Den 13. Freitag Brief von Chorinsky. Ich bin empört und was ich schon am 11. beschloß, ich lasse mich nicht scheiden, denn man behandelt mich zu elend! Gestern Brief an Herrn Vater geschrieben, heute Früh abgesandt rekommandirt.

Den 17., als ich zur Abreise bereit war, kam ein Brief meines Mannes. Zitternd öffnete ich ihn. O Chorinsky, das habe ich nicht verdient! Du schreibst zu grausam für mein Herz, das so ganz dein war! Welcher böse Dämon hat dich solche Worte finden lassen! Du bist's nicht mehr; es ist ein Anderer, der mir schreibt, denn es ist zu teuflisch. So meine Liebe zu kränken, so mein treues Herz zu brechen! O, welch' ein Abschied von Maleseville! Herrgott, erbarme dich mein, denn ich habe genug gelebt. Adele mit Monsieur C* ist auch außer sich und fast krank. Adieu, mein lieb Zimmerchen, Adieu, ich küsse das Kissen, wo sein geliebtes Haupt gelegen. Chorinsky, Gustav, ich kann dich nicht verlieren, denn ich liebe dich zu namenlos in allem Leid und Schmerz, den ich durch dich fühle. — Adieu, Maleseville! O, wie wäre ich glücklich mit ihm hier, wie noch selbst ohne ihn durch seine Briefe — und wie elend und arm scheide ich. Gott sei mit ihm!

Den 25. Juni 1862 bis 12 Uhr erwartete ich in furchtbarer Erregung meinen Gusti. Endlich hörte ich seinen Schritt, seine Stimme. „Wo ist Nr. 20?“ Man wies ihn an mein Zimmer, und sein erstes Wort war: „Was thust du hier, wann gehst du wieder?“

Was weiter für Reden folgten, will ich nicht sagen. Es ist genug, daß ich es hörte, aber ich täuschte mich nicht. Er liebt oder glaubt zu lieben eine Andere, welche ich auch vermuthete. Er blieb bis $\frac{3}{4}$ 1 Uhr und kam wieder um 1 Uhr, wo er bis halb 3 Uhr blieb und um 4 Uhr wieder kam, bis 5 Uhr blieb, und dann von halb 8 Uhr bis halb 9 Uhr. So wehe es mir that, bin ich doch froh, wenn er da und bei mir ist, und doch habe ich so harte Worte gehört!

Den 26., Donnerstag, kam er um 8—9 Uhr, von 10 bis halb 1 Uhr und kam dann wieder um halb 2 Uhr; er meinte, „es war doch gut, daß du da warst!“ Ich hätte gerne aufgeschrieen vor Schmerz, als ich ihm Adieu sagte. Um halb 5 Uhr war ich im Wagen zur Abfahrt bereit.

Gustav kam und stellte mich seinen Brüdern Heinrich und Jgó vor, die ich küßte. Adieu.

Den 27. um halb 12 Uhr kam ich in Baden an, um 1 Uhr war ich bei Emilie im Hause.

Emilie tadelte mich, daß ich mich so wie eine Magd fort-schicken lasse und sagte, daß es ihre Pflicht sei, mich unter solchen Umständen dahin zu weisen, wo ich hingehöre; zu meinem Manne. Dasselbe sagte ihr Mann, als er kam, denn es sei Unrecht, mir einen Aufenthalt zu bieten unter solchen Umständen und so meinem Manne Vorschub zu leisten in seiner Ungerechtigkeit. So also reiste ich den 28., Samstags, Abends 7 Uhr, wieder zurück nach Wien, kam dort an um halb 5 Uhr. Sonntag den 29. stieg ich im Matschakerhofe ab und schickte Sonntag an den Vater ein Billet durch den Lohndiener. Der Vater trat um 6 Uhr in mein Zimmer, wo ich aufrichtig mit ihm sprach.

O, welche Lügen entdeckte ich hier!

Dienstag den 1. Juli nach Brünn, um mich von Gustav meiner Schwiegermutter vorstellen zu lassen. Um halb 11 Uhr traf ich dort ein, stieg bei den „drei Fürsten“ Nr. 16 ab und schickte an Gustav ein Billet. Er kommt um halb 12 Uhr, eine Szene folgte, wie ich nie eine erlebt habe. Besser in Maleseville im Bade gestorben, als so aus dem Himmel gerissen zu werden, als so den Glauben an den zu verlieren, der mir das Höchste stets gewesen, den ich so innig und tren geliebt! Ich habe ihn mehr geliebt als Gott, dafür bin ich gestraft; er hat mich so empörend behandelt, daß ich endlich auch fühlte, daß ich noch ein Mensch sei, — ein armes, tief beleidigtes, getretenes Weib, ihm die Thüre wies und ihn einen Elenden nannte, weil er mir sagte, er wolle die schändlichsten Lügen gegen mich erfinden, wenn ich es wage, in das Haus der Eltern zu gehen, er wolle mir dort das Leben zur Hölle machen, sowie mich verachtet machen. Die Gottheit dieses Menschen liegt vor meinen Füßen, mein Ideal ist zerstört, mein Halt gebrochen, mein Leben dahin.

Den 2., Mittwoch, kam Früh meine Schwiegermutter und brachte mir meine Schwägerin Pepi mit, die eben so liebenswürdig wie die übrigen Geschwister war. Die Mutter sagte mir, daß

Gustav fort nach Wesselly und unter solchen Umständen beschloffen wir, um Aufsehen zu vermeiden, daß ich nach Berlin zurück soll, Gustav es mitgetheilt wird und ich abwarten, wie ein gütiger Gott Alles lenkt und ich wieder mit ihm zusammenkomme. Die Genugthuung habe ich aber, daß mein Umgang und meine Einwirkung auf Gustav als veredelnd von den Eltern betrachtet wird und sie die Trennung für schlimm hielten, sowie Scheidung nie wollten, wohl aber glaubten, daß ich es wollte, so hat er gesagt. Ich bin noch nicht todt genug, um nicht wohlthwendig zu fühlen und Freude über diese Genugthuung zu empfinden von Seite seiner Familie und Gott hat sie mir wohl in meinem größten Schmerze und als ich schon verzweifelte, gesendet, um mich zu retten vor einem Selbstmorde! Das ist gut, sollte so sein und ich war es mir schuldig, Wahrheit zu verschaffen und mich vom Verdachte zu reinigen.

Aber ich habe dafür ihn verloren, er war genug, um mir Alles zu sein, aber seine ganze Familie, mit aller Anerkennung, ist nicht genug, kann mir ihn nicht ersetzen; ich habe geträumt, ich bin erwacht, — ich habe geliebt und geglaubt ohne Grenzen! — Jetzt liebe ich wohl noch vielleicht, aber — ich glaube nicht mehr, der Wahn ist gestorben. O Chorinsky, wie hast du mich elend gemacht, wie hast du mich belogen! wie dich, dein Leben zertrümmert, sowie das meinige, um einen Wahn, um eine Einbildung! Denn deine Liebe zu mir war Einbildung, ich muß es glauben, und ich stehe jetzt allein mit meiner Liebe!

O! Gustav! meine einzige wahre Liebe, lebe wohl! Chorinsky ist todt, mein Chorinsky! vor mir steht ein Anderer, den Gott geleiten mag!

So handeln! O Gott, darin liegt mein Jammer, er konnte so handeln! Gott vergib ihm, er weiß nicht, was er thut, denn er müßte sich sonst selbst verachten.

Mein Gott gib, daß mir sein Vergehen in einem milden Lichte erscheine! Stelle all' das Erlebte so vor mein Denken, daß ich ihn entschuldigen kann, gib nicht zu, daß ich selbst ihn verdammten muß, es macht mich so elend; sei barmherzig, o Gott, und lasse mich, was ich so innig liebte, nicht so im Staube vor mir sehen!

Den 7. November.

Den 7. kam nach Wien, den 7. Mittags, 4 Uhr, angekommen und im Hôtel Meisl abgestiegen, Vater gesprochen, eine heftige Szene.

Den 1. Februar 1863. Was, o Gott, soll dies werden? Wie die Zukunft? Mir graut bei dem Gedanken einer Berührung, und ich müßte alsdann auf die Knie sinken und Gott anrufen, daß er mich davor behüte! Ich kann nicht ferner ihm gehören, denn mich eckelt.

Den 12. Februar. Morgen werden es vier Wochen, daß ich jenen heftigen Austritt hatte, und ich glaubte, es bleibe ruhig von nun an. Aber ich täuschte mich; heute folgte ein zweiter, er betraf meinen Leumund. Ein anonymes Brief soll gekommen sein. Gott weiß, daß ich frei den Kopf erheben kann. Ohne Scheu that ich's auch heute und gab Antwort und sprach wie ich's kann. Abends kam die Mutter nochmals. So empört ich über ein solches Fragen war, so dachte ich doch nachher, daß ich nicht der Mutter grollen dürfe, denn die Verhältnisse bringen es mit, daß man mir mißtraut. Das Benehmen des Sohnes — ich kann nicht grollen, denn verlassen und auf solche Weise verlassen von meinem natürlichen Beschützer, ist es ein Wunder, wenn Zweifel gegen mich aufkommen?

Er sollte meine Stütze bei den Eltern sein und ist mein ärgster Feind, da die allerdings romanhaften Verhältnisse vor unserer Ehe gegen mich sprechen, und ich that es so schwer; was ich that! So kämpfend mit meiner Moral that ich es nur, weil er es wollte und ich ihn zu lieb hatte, um für mich zu denken. Es wäre um so mehr seine Pflicht, jeden Verdacht gegen mich ferne zu halten und mir, was ich ihm zu Liebe that, nicht übel deuten zu lassen, denn er weiß ja, was ich war! Ich war ja sein Eigenthum und er hat es oft genug von Anderen gehört, wie stolz und strenge ich war.

O mein Gott, wie elend bin ich jetzt.

Abends 5 Uhr. In mir regt sich der Verdacht, daß er selbst es war, der mich bei der Mutter verdächtigte. Es wäre entsetzlich! Trotzdem ich weiß, daß er mir versprach, er wolle mich bei

den Eltern in ein schlechtes Licht stellen, so sagte er das doch im Zorne und dadurch verliert es an Schändlichkeit. — — —

Seitdem sind acht Monate verflossen. Sollen diese teuflischen Gedanken noch Platz in ihm haben? soll er sie jetzt ausführen? Ich kann es doch nicht glauben. Es ist mir wohl namenlos Schändliches von ihm angethan worden, aber das wäre doch das Aergste, und dann wäre er nicht mehr werth, daß ich gegen meinen Willen noch ausharre und auf seine Reue warte, weil ich Christin bin und die Seelforger es wollen. Ich frage aber die Mutter, ob er mich verdächtigt in meiner Ehre, dann werd' ich gehen mit Gott!

Derjelbe edle Sinn, derjelbe gefällige Geist und dieselbe Bildung, die aus dem Tagebuche zum Leser sprechen, leuchten auch aus den Briefen, welche in dem Nachlasse der Gräfin gefunden wurden, hervor.

Dieselben stammen aus den letzten Jahren und berühren meist völlig private Verhältnisse, doch wußte die Gräfin auch zu abstrahiren, sie wußte allgemein zu sprechen und fällt über Bücher, die ihr in die Hand kamen, die triftigsten Urtheile. So schrieb sie am 20. October v. J. an einen Freund:

„Ich habe in den letzten Tagen „Schubart und seine Zeit“ von Brachvogel gelesen. Wie ich über dieses Buch entzückt bin, kann ich kaum sagen; es paßt, finde ich, in vielen Dingen auch jetzt, und wenn Schubart damals schrieb: „Es geht ein Geist durch diese Welt u. s. w.“, so kann man das jetzt, besonders in Oesterreich, auch sagen! Ich bin ganz stolz geworden, eine Deutsche zu sein und die Sprache der Männer zu reden, die sie so begeistert damals führten; ich fand es stets und finde es nach diesem Buche auf's Neue: schön ist's für etwas Großes leiden, selbst sterben!..“

Die meisten Personen, welche die verstorbene Gräfin kannten, versichern, dieselbe sei stets heiter und frohen Muthes gewesen; diese Stimmung bricht auch in den Briefen durch und eine launige Stelle

aus einem derselben an den vorerwähnten Freund sei hier citirt. Es heißt dort: „Du bist noch beleidigt wegen des Briefes und verlanngst Genugthuung — ah, wie das schauerlich klingt, Du bist ein wenig hartnäckig in dieser Sache und mir bleibt nichts, als Dich schön zu bitten: Vergib. Bist Du aber damit noch nicht zufrieden, so in Gottes Namen, komm auf die Mensur! die Klinge gekreuzt und hast Du mich todt getödtet, ach mein Lieber, was willst Du noch mehr.“

Von ihrem Gatten spricht sie in letzter Zeit sehr selten, nur wie ein Traum ragt die Erinnerung an die erlebte Leidensgeschichte in die Gegenwart herüber. So schreibt sie am 20. October v. J.:

„Gottlob, ich bin wieder Herr über meinen Kummer geworden. Man darf sich nicht trüben Gedanken zu sehr nachgeben; man muß sich aufraffen, ja selbst ein Bischen Leichtsin schadet da manchmal nicht und — Philosophie! die, mein Freund, ist hier das Beste, wenn auch das Nächste „Gottvertrauen“ ist. Auf dieser Erde hat Jeder sein Theil von Leid, und auch darin liegt ein Trost, denn wir sünden, wenn wir es genau besehen, daß wir oft recht gut daran sind. Diese Betrachtungen stellte ich mir, und sie brachten mich auf den rechten Weg, denn das verzagte gedrückte Wesen ruiniert geistig und leiblich.“

Eines der interessantesten Schriftstücke ist der Brief, den die Gräfin Mathilde am 17. November 1867, also vier Tage vor ihrem Tode, schrieb. Er war der letzte, den sie an ihren Freund in Wien gerichtet, und der letzte auch, den sie überhaupt geschrieben. Nachdem sie anfänglich von allerlei Nebensächlichkeiten, von Photographien, Sensations-Prozessen in Wien (bei dieser Gelegenheit sei an eine Stelle eines anderen Briefes erinnert, wo sie sagt: der Gumpendorfer Raubmord entsetzt mich sehr) u. u. gesprochen, kommt sie zu dem Gedanken, ihre Lage zu verändern und sich selbst das Brod zu suchen.

Der Brief schließt dann folgendermaßen:

„. . . So bin ich fest entschlossen, nächsten Winter, ja, wenn es mein Halsleiden erlaubt, schon künftigen Sommer eine Stelle anzunehmen, um vielen trüben Gedanken und Sorgen zu entgehen, und namentlich für einen Nothfall nicht ohne Hilfe zu sein.

Schon habe ich mein Auge auf eine Familie geworfen und will nur beobachten, ob es dort zum Auskommen wäre. Die Bezahlung würde gut sein.

Wenn mir Gott beisteht, ich wieder gesund werde, so wird's besser sein, er soll mir nur meinen Muth, mein Vertrauen nicht rauben. — So aber, lieber Freund, überwinde Jeder das Seine. Wenigen wird ja das Leben gar so schön, so leicht. Gute Nacht! Gott schütze und stärke Dich.

Am 18. November: Das kommt davon, wenn man viel von herben Dingen schreibt, wie ich gestern an Dich. Bis 11 Uhr — eine schlechte Nacht, darum will ich allen Kummer Gott anheimgeben und handeln, wenn's Zeit ist. Wenn Dein nächster Brief kommt, hoffe ich Besseres zu hören, Dich munterer zu finden. Denke freundlich an mich, die ich mit innigem Antheile an Dich denke und mit herzlichen Grüßen bin

Deine Mathilde.“

Der Brief trägt das Datum „18. November“. Drei Tage darauf war die Gräfin Mathilde Chorinsky der Meuchelmörderin zum Opfer gefallen

Anderere stumme Zeugen der Gemüths- und Herzensbildung der unglücklichen Gräfin fanden sich in dem Nachlasse derselben vor.

Es fanden sich darin „zunächst die Kleider und Wäsche der Gräfin, standesmäßig, hübsch und gut gehalten, doch keineswegs über Bedarf. Die Bibliothek besteht aus etwa fünfzig Nummern, darunter ein halbes Duzend Gebetbücher, fünf katholische, ein protestantisches. Das liebste darunter scheint der Besitzerin „der Heiligen Geleit zum Himmel“ gewesen zu sein, welches zu Münster ohne Jahreszahl herausgekommen ist — ein kurzer, dicker Saffianband in Goldschnitt. Daraus hängen an drei grünen Bändchen ein Kreuz, ein Anker, ein Herz — Glaube, Hoffnung und Liebe. Vorne steht auf einer weißen Seite: *Initium sapientiae timor domini*. Unterzeichnet ist: M. C. Barnabò. Diese Inschrift rührt sicherlich von der italienischen Reise, von dem Aufenthalte in Rom her, wo die Gräfin, wie es scheint, vielfach ausgezeichnet worden. In dem Saffianbande liegen einige Heiligenbilder, wie man sie in Gebetbücher zu legen pflegt, meist aus Frankreich stammend.

Die weltliche Bibliothek der Gräfin ist klein, aber gut gewählt. Außer ein paar abgegriffenen und zerchliffenen Schul- und Lesebüchern, die zum Unterrichte in der französischen Sprache dienen, finden sich fast nur Dichterwerke vor, sämmtlich in den bekannten Goldschnittausgaben. Wir nennen z. B. Göthe's, Schiller's Gedichte, „Emilie Galotti“ von Lessing, Geibel, Lenau, Chamisso, Kobell, Kinkel, Nedwig. Einige dieser Bücher sind laut vorne stehenden Dedikationen Geschenke von Freunden und Freundinnen aus früherer Zeit. Auch Byron's Werke in Böttger's Uebersetzung kommen vor. Mit diesen scheint sich die Gräfin gerne beschäftigt zu haben. Wenigstens fand sich im ersten Bande ein eingelegtes Blatt, auf welchem sie eigenhändig einige Abweichungen der Bildemeister'schen Uebersetzung von der Böttger'schen notirt hat. Wir erwähnen noch eines dünnen Büchleins von 40 Seiten: Mußestunden, meiner theuren Schwester Mathilde in brüderlicher Liebe gewidmet von B. Uebrigens liegt in dem Büchlein ein blauweißes Band und auf dem Bande liegt ein weißes, durchbrochenes Papier, auf welchem mit blauer Seide, in der Farbe der Treue, ein Name eingestickt ist, nämlich: „Gustav!“

Wichtiger für die Charakterisirung der Gräfin, als die bisher erwähnten Gegenstände, möchte ein „Gedenkbuch mit Sprüchen der Weisheit für jeden Tag“ erscheinen. Dieses Gedenkbuch in Groß-Oktav hat der Verleger so eingerichtet, daß jeder Tag des Jahres mit dem Spruche eines Dichters oder Weltweisen bedacht ist, und daß sich unter jedem Spruche ein weißer Raum findet, auf welchem der Besitzer des Büchleins andere Findlinge oder auch seine eigenen Gedanken eintragen mag. Die Gräfin hat diese Gelegenheit bis zum neunten Platz benützt und dann, wahrscheinlich schon vor ihrer Verheirathung aufgehört. Der erste Spruch, den sie eintrug, lautet:

D sei im Leben selber dir genug!
 Du selber wirst dann stets der
 Beste Schild dir sein!
 Du selbst!!!

Nach diesem folgen mehrere Sentenzen aus W. v. Humboldt, unter andern auch folgende:

Freundschaft und Liebe bedürfen des Vertrauens, des tiefsten und eigentlichsten, aber bei großen Seelen nie der Vertraulichkeiten

W. v. H.

Für den poetischen Hang Mathildens zeugen übrigens noch verschiedene andere Blumenlesen, die sie sich mit eigener Hand angelegt. Ein sehr ansehnliches, zierlich in Leder gebundenes Schreibheft wurde in den Jahren 1853—1863 von ihr und einigen anderen freundlichen Händen fast ganz mit gesammelten Gedichten gefüllt. In einem anderen kunstlos zusammengenähten Hefte finden sich abermals Gedichte, aber auch der Anfang zu einem Conversations-Lexikon der deutschen Dichter, d. h. verschiedene biographische Notizen über Göthe, Schiller, Uhland u. s. w.

Wenn wir die Bücher, die sie sich erwählt, die Sinsprüche, die sie sich auserlesen und die Gaben ihrer eigenen Muse zusammenhalten, so dürfen wir wohl anerkennen, daß Mathilde Kneff bei aller äußeren Heiterkeit, die man ihr zuschreibt, doch einen ernststen Zug des Gemüthes in sich barg und die Aufgaben des Lebens in idealer Weise zu erfassen suchte. Wir bemerken ausdrücklich, daß sich in dem Nachlasse, unter den Büchern, unter den Schriften nichts Frivoles, nichts Püsteres findet, keine pikanten Romane, keine üppi-gen Bilder.

In einem Münchener Taschenkalendar vom Jahre 1867 fällt die Sorgfalt auf, mit welcher alle Geburts- und Namenstage der ganzen Verwandtschaft: Vater, Mutter, Onkel, Sophie, Papi, Karl u. s. w. im vorhinein mit Bleistift markirt sind, gleichsam als wollte und dürfte sie nicht vergessen, an diesen Tagen ihren Lieben die freundlichen Zeichen ihrer Aufmerksamkeit zu geben.

Es ist das schöne Bild einer edlen Weiblichkeit, welches sich in diesem Nachlaß kundgibt; nur ein Makel lastet auf der Verstorbenen, sie hat dem Trennlosen die eheliche Trene nicht bewahrt. Während ihres Aufenthaltes im Hause ihrer Schwiegereltern hatte sie ein Verhältniß mit dem Hofmeister des gräflichen Hauses angeknüpft.

Das intime Verhältniß, das die Verstorbene in ihren letzten zwei Lebensjahren an den Philosophie-Kandidaten knüpfte, erscheint jedoch nach Durchsicht ihrer Briefe in milderem Lichte. Mathilde Chorinsky hatte ein weiches, empfängliches Herz, von dem ersten

Manne ihrer Neigung zurückgestoßen, lernte sie ihn verachten bis zum Ekel. Nach langer, trüber Zeit der Noth und Einsamkeit bedurfte sie mehr denn je des schützenden Armes eines Mannes und es wird Niemand wagen, den Stein aufzuheben gegen die Frau, die nach unglückseligen Enttäuschungen einen achtungswerthen Mann, der sich ihr aus Freundschaft angeschlossen, an sich zog.

Bezeichnend für den Geist, der dieses Verhältniß durchzog, erscheint folgende Stelle aus einem Briefe Mathildens an den erwähnten Freund: „Ich bedarf Dein, das weiß Gott, der Dich mir schickte, damit ich nicht vergehe, so allein und hinausgestoßen; wenn Du es stets würdig bleibst, daß ich Dir gut bin, Dich achte und schätze, so lebe ich nicht umsonst und auch gerne.“

Die Frucht dieses Verhältnisses war ein Kind, welches am 13. November 1866 in München geboren und auf den Namen Andreas getauft wurde.

Aber dieser Verstoß der Gattin spricht den Grafen Chorinsky nicht frei; er kam nicht einmal als Milderungsgrund angeführt werden, den ihm war von dem Verhältniß und den Folgen desselben nichts bekannt. Er kümmerte sich nicht um seine angetraute Gattin, und wenn er ihrer gedachte, so war es in den Ausdrücken des tiefsten Hasses. Julie Ebergényi war der neue Stern, den er gefunden, den er anbetete, die er zu heiraten beschloß.

Die Art und Weise, wie das Ziel erreicht werden sollte, mag wohl häufig der Gegenstand der Unterhaltung zwischen den beiden Liebenden gewesen sein. Beide kannten das Hinderniß, welches der Erfüllung ihres beiderseitigen heißen Wunsches im Wege stand. Dieses Hinderniß zu beseitigen, mögen sie wohl mannigfache Pläne ausgeheckt haben. Der erste schüchterne Versuch wurde bald nach ihrer Bekanntschaft unternommen. Julie Ebergényi bestellte brieflich Rattengift und ließ dasselbe an ihre Modistin, Marie Ernst, adressiren. Allein diese Letztere, welche über die Rolle, welche sie spielen sollte, nicht unterrichtet war, retourmirte die Sendung und der erste Versuch war mißglückt. Bald darauf wurde ein zweiter unternommen; Julie wendete sich an den ihr persönlich bekannten Photographen Angerer und erhielt von demselben unter andern Chemikalien auch ein Fläschchen Cyankali. Kurze Zeit nachher wurde unter geheim-

nißvollen Umständen eine Schachtel kandirten Obstes nach Reichenhall unter der Adresse der Gräfin Mathilde Ledste, gesendet. Julie hatte die Schachtel selbst gesiegelt, und ein Vertrauter des Grafen Chorsinsky, Rampacher, begab sich nach Brünn, um das Packet von dort der Post zu übergeben. Die Adresse war mit verstellter Hand geschrieben; ebenso der Zettel, welcher in der Schachtel lag und der lautete: „Nun rathen Sie einmal, Frau Gräfin, von Wem? Ein guter Bekannter.“ Die Schachtel kam auch richtig an Ort und Stelle; jedoch ohne Unheil anzurichten. Die Gräfin verschmähete das Geschenk aus unbekannter Hand, und auch die Kinder und Nachbarn, welche von den Früchten genossen, verspürten keine Folgen; vielleicht hatte sich das Gift durch das Schütteln des Transports losgelöst, vielleicht hatte die verbrecherische Hand, welche das Obst mit dem Gifte imprägniren sollte, sich in der Eile und Ueberstürzung in dem Präparate vergriffen. Auch dieser Streich war mißlungen. Nun sollte zu einem sichern Mittel gegriffen werden; der direkte Weg schien der verlässlichste. Julie selbst sollte dem Opfer das Gift beibringen. Inzwischen waren alle Vorbereitungen zur Eheschließung getroffen worden. Das Paar hatte seine Verlobung in Anwesenheit mehrerer Zeugen gefeiert, es war die Ausstattungswäsche bestellt worden; die Wäsche mit der Grafenkrone und den Initialen J. C. Julie hatte von ihren Verehrern einen hübschen Ausstattungsfonds aufgebracht; das Hochzeitskleid war bestellt. Nichts fehlte noch zum Eingehen der Ehe als eine Kleinigkeit, — der Tod einer dritten Person.

Wie die Beiden, Julie und ihr Gustav, die Mordidee hät-schelten, wie sie darin ganz Eines Sinnes waren, geht aus den Briefen hervor, welche sie sich geraume Zeit und unmittelbar vor der That gegenseitig zusenden. Sie schreibt an ihn:

„Mein unvergleichlich und über Alles geliebter Gustav! Die gestrigen Zeilen kann ich nur auf diese Weise fortsetzen, mit den Worten der unbeschreiblich wahnstümigen Liebe, die bei mir überhand nimmt, daß ich mich kaum auskenne, noch ohne dich mehr leben könnte.“

Jetzt wird endlich bald die Zeit heranrücken, wo entschieden wird, ob ich mich mit ganzer Seele dem Vergnügen hingeben kann,

die Folge unserer Glückseligkeit — Gott segne den Moment — ich wäre mit der größten Wollust beglückt! —

Die Aussichten bezüglich meiner Angelegenheiten sind so, daß er mir versprochen, bis zur gehörigen Zeit jedenfalls sein Möglichstes thun zu wollen. . . . Von deiner tren dich liebenden Julie.“

Er läßt sich an Liebesbrunst von seiner Julie nicht überbieten, wie zwei Stylproben zeigen:

„Wien, am 2. August 1867.

Mein mehr als abgöttisch angebetetes, schönstes, einziges Weiberl! Meine kleine, allerliebste Zulcsi! Du mein Abgott! Meine Gottheit! Mein Alles in Allem! . . . Ich muß dich bald heiraten, du mußt mir Alles ermöglichen, wir müssen bald vor der Welt verehlicht sein; mein Glück kann ich nur in der Vereinigung, in der Ehe mit dir finden, ach! deine Versicherungen machen mich so namenlos selig. . . . Ich schwöre es dir bei meiner Ehre, bei Gott und der heiligen Marie, als Edelmann und Offizier, ich muß und werde dich heiraten, um auch der Welt zu zeigen, wie abgöttisch ich dich liebe. — — — Gott hat dich mir als Schutzengel gesendet, mehr als selig macht mich dein Brief, mit Thränen danke ich dir kniefällig dafür, du bist so namenlos schön und reizend, ich schwöre dir bei Gott, daß ich mit der rasendsten Liebe für ewig nur bin dein dich mehr als abgöttisch anbetendes Mannnerl, dein ewig treuester
Gustav.“

„Meine namenlos geliebte Zulcsi! Du mein Abgott! Mein Alles! Mein schönstes, einziges, liebstes Weiberl. . . . Nur ich muß heute beim Oberst bleiben; ich bin so verzweifelt, daß ich weinen und schluchzen möchte; aber warum kann ich jetzt nicht zu dir, mein schönstes Weibi; ich muß dich im Frühjahr heiraten, ich kann es ohne dich nicht länger aushalten; wir werden auch gewiß uns im Frühjahr heiraten, sonst sterbe ich. Gott muß uns helfen! Unter Thränen schwöre ich dir ewige Treue, dein dich anbetendes Mannnerl
Gustav.“

„Mein Engelsweiberl! Meine schönste Zulcsi, mein Abgott! Ich weine vor Sehnsucht nach dir; nur mit mir lasse ich

Dich gerne ausgehen; ich muß dich bald heiraten, das schwöre ich dir, mein Abgott. Dein treuestes Mannerl. Gustav.

14. August 1867.“

Um diese Zeit, nämlich im August spielt auch die Schwangerschafts-Episode. Die Stiftsdame glaubte sich zur Hoffnung auf Mutterfreuden berechtigt und Gustav wird zum Arzt gesendet, um über den Fall Auskunft zu holen. Die Art und Weise, wie er seine Julie über diesen Punkt aufklärt, zeigt von dem innigen trauten Zusammenleben der Beiden, wie es gemeiner und cynischer nicht gedacht werden kann. Auch die Hebamme wird konsultirt; und wie diese vor Gericht behauptet, verlangt die Julie von ihr ein Abtreibungsmittel. Aber Julie stellt das in Abrede und sagt sehr bezeichnend: sie hätte sich gefreut, sie wäre stolz gewesen, als Mädchen Mutter zu sein. Bisher ist wohl das Mordprojekt nur in unbestimmten Unrissen festgesetzt. Im September 1867 nimmt dasselbe eine greifbare Gestalt an, denn Gustav schreibt an seine Julie:

„Wien, am 4. September 1867.

Meine über Alles angebetete Julcsi! Mein Weibchen, mein Abgott u. s. w.! Ich schwöre dir, es ist nur Krankheit bei mir; wenn ich dich geheiratet habe, so wird Alles gut sein; nur verlobt möchte ich mit dir schon sein, gelt, das wird jetzt bald sein? Ich habe über unsere Sache noch so viel um halb 3 Uhr mit dir zu reden; wie wird mir denn die Zeit vergehen bis dahin? . . . Ich bitte dich auf den Knien, unter Thränen um ein paar glühende Worte.

Dein treuester Gustav.“

Jetzt werden auch die ersten Vorbereitungen getroffen. Graf Gustav Chorinsky versichert sich der Hilfe des Kampacher und des von demselben empfohlenen Dirkes. Allerdings geschieht dies in unbestimmter Weise, denn er selbst weiß nicht, in welcher Weise er die Hilfe dieser beiden Vertrauenspersonen in Anspruch nehmen werde. Neben dem Mordprojekt laufen noch andere abenteuerliche Pläne. Der Graf denkt an eine kirchliche Scheidung und erwartet den Baron Popresti, um von diesem Rath zu erholen. Popresti kommt auch nach Wien, und der Graf beschwört ihn fußfällig, ihm einen

Rath zu geben, wie er sich von seiner Frau befreien könne. Die Konferenz, an welcher auch Julie theilnimmt, ist höchst konfus. Der Graf macht sich und den Andern weiß, daß die Ehe mit der Mathilde Kueff, eine nicht vollzogene sei und dergleichen mehr. Der Baron Copresti seinerseits debütiert mit dem gewiß bezeichnenden Projekt, die Gräfin auf sein Gut in der Nähe von Preßburg zu locken, sie dort zur Erfüllung zu zwingen, sie möglichst schlecht zu behandeln und auf diese Art die Einwilligung zur Scheidung zu erpressen. Wie nicht anders möglich, endet die Berathung ohne Resultat und das Liebespäpchen kehrt zum ersten Projekt zurück.

Schon im September wendet sich Graf Gustav an die Erzieherin Marie Agnes, eine Freundin seiner Frau, um ein Empfehlungsschreiben für eine unbekante Dame, Namens Marie Berger, zu erhalten. Er erhält das Gewünschte und übergibt es der Julie. In diesem Empfehlungsschreiben ersucht die Agnes die Gräfin Chorinsky sich der fremden Dame, welche sich einige Tage in München aufhalten werde, anzunehmen. Zur selben Zeit, im September, hat auch Julie vom Photographen Angerer unter den übrigen Chemikalien ein Fläschchen Cyanfali erhalten. Graf Gustav Chorinsky wendet sich an den Polizeikommissär Breitenfeld und an den Legationsrath Zwirzina in München, um die Adresse seiner Frau zu erfahren, welche er in Folge der Vermittlung des Letzteren durch den bairischen Polizeikommissär Kirschner erhält. Am 10. November meldet er seiner Julie in aller Eile, daß er zwei Paßkarten für die Reise nach München erhalten werde. Als Sohn des Statthalters ist es ihm ein Leichtes, diese Dokumente zu erlangen; er nimmt bereits am andern Tage die auf die Namen Baronin Marie Bay und Viktorine Horvath ausgestellten Paßkarten in Empfang. Gleichzeitig wird für die Zwecke der Reise für 200 fl. bairisches Silbergeld eingewechselt.

Um jene Zeit schreibt Gustav seiner Julie folgenden Brief:
 „Meine über Alles angebetete, vergötterte, einzig und namenlos treue, in alle Ewigkeit geliebte Julesi!

Du mein Abgott, meine Gottheit, mein schönstes, allerliebste, mir auf ewig mit Leib und Seele angehörendes Weibchen. Ich bitte dich so innig aus meinem ganzen Herzen, das nur für dich

allein schlägt, hab mich nur lieb, denn ich schwöre dir, so wahr uns jetzt Alles mit Gottes Hilfe gelingen soll, daß ich nur dich allein für ewig so abgöttisch, so leidenschaftlich, so glühend, so mit aller Treue liebe, ewig lieben werde; daß ich nur den Tag segnen werde, wo wir uns verloben und dann heiraten werden. Diese namenlose Wonne, dich vor der ganzen Welt zu zeigen, alle boshaften Neider zu Boden werfen zu können, allen Menschen es beweisen zu dürfen, wie abgöttisch ich dich liebe, wie du allein mein Abgott, mein abgöttisch angebetetes Weib bist: das wird der höchste Triumph, die namenloseste Freude meines Lebens sein. Ich verstehe dich, daß ich auf dich das allerhöchste, namenloseste Vertrauen habe, daß du mir es aber auch schenken mußt, denn du weißt gar nicht, wie rasend ich dich liebe; ich muß noch heute Einiges mit dir besprechen; ich bitte dich, sei nur nie mehr böse auf mich, es thut mir stets so wehe; ich werde dir gewiß nichts mehr sagen, was dich je irritiren könnte, denn das ist mein höchster Schmerz, daß ich gewiß nie in böser Absicht dich manchmal irritiren kann; ich muß so weinen, denn ich lebe, athme, denke nur für dich allein, liebe dich so heilig, so rein, so treu, wie du es verdienst, wie du allein meine Religion, meine Gottheit, mein so namenlos angebetetes Ideal bist.

Ich werde dir noch heute einige Hötel's in M. aufschreiben, wir werden Beide beten, daß uns Alles glückt, und nicht nachlassen; wir müssen uns jetzt heiraten, denn ich könnte so nicht fortleben; ich bitte dich auf den Knien, glaube und vertraue fest auf mein heiligstes Offiziers- und Kavalierehrenwort, daß ich dich ewig, heilig, treu lieben werde, sowie ich dich jetzt so abgöttisch treu liebe; ich bitte dich, so unter Thränen und kniefällig, sei nur heute noch gut und lieb mit mir, ich werde dir etwas recht Herziges zeichnen und dir eine kleine Ueberraschung machen; ich hoffe so auf dich, daß es dir gelingen wird. Wenn es aber nicht möglich wäre, so werden wir machen, daß man dann energisch vorgeht, und daß wir binnen Kürzestem deklavirt sein werden. O Gott, nur das soll bald sein, das ist mein allerhöchster Wunsch und mein Gebet, ich werde es mit aller Kraft durchsetzen, ich bitte dich, mein

Weiberl, glaube mir, ich vertraue dir so fest, ich weiß, daß Du keinen Tag länger als nöthig ausbleibst, du sehnst dich ja selbst nach mir, deinem treuesten, dich so abgöttisch liebenden Mannnerl; wenn es aber nöthig wäre, daß du einen Tag länger verweilst, wenn du damit dein Ziel zu erreichen hoffest, so gebe ich dir mein heiligstes Versprechen, daß ich nicht verzweifeln, sondern vertrauensvoll auf dich, mein Abgott, warten will.

Ich bitte dich so auf den Knien, schreibe mir nur ein paar so zärtliche Worte wie sonst, ich will dich dafür segnen; ich habe so eine namenlose Sehnsucht nach dir, mein Abgott; ich bete für dich und segne dich, und versichere dich mit innigster Glut meiner rasendsten Liebe, Treue, Anbetung; nur mit dir kann ich leben und meine ganze Zufriedenheit und Seligkeit finden.

Habe Mitleid mit meinen Fehlern, ich werde mich bessern, denn du veredest mich, mein Abgott!

Ich sende dir meine glühendsten Küsse; ich kann 2 Uhr nicht mehr erwarten, ich habe dich so namenlos, leidenschaftlich, glühend gerne und weiß es auch von dir, mein Weibi; du bist mein zweites Ich, wir Zwei sind ewig nur Eins; ich bin so selig durch dich, kann nur durch dich leben und bin mit ewig gleicher treuester Liebe, du mein göttliches Weiberl, du ewig nur meine Zulcsi, mein Abgott, dein ewig treues Mannnerl, dein

Gustav.“

Julie bestellt Visitenkarten auf den Namen Baronin Bay. Sie will eine Krone auf die Karten gedruckt haben, und erst, als ihr bedeutet wird, daß die Anfertigung in diesem Fall längere Zeit in Anspruch nehmen wird, bequemt sie sich Karten ohne Krone zu benutzen, denn sie hat's außerordentlich pressant. Am 18. November stellt sie noch ihre Reisetoylette zusammen und packt ihren Handkoffer. Wohl mit zitternder Hand gibt sie das Giftfläschchen in ihr Reiseecessaire und schließt den Koffer. Am 19. kleidete sie sich sorgfältig an. Ein schwarzes, mit weißer Seide abgenähtes Seidenkleid, eine ebensolche Mantille, ein Astrachanpelz, runder Hut mit Pfauenfedern, Ohrgehänge und Broche von Email mit Todtenköpfen aus Elfenbein verziert, das ist die Toilette der Dame; so begibt sie sich auf die Reise. An einem Knopf ihrer Mantille hängt totet ein Schlickpfeischen; das selbe Pfeischen, welches ihr Gustav

vom Herzog von Württemberg zum Geschenk erhalten und seiner Julie gegeben hatte. Vor vier Uhr fährt der Fiaker vor das Thor ihrer Wohnung in der Krugerstraße; das Stubenmädchen trägt den Koffer hinunter. Oben hat sie von ihrem Gustav zärtlich Abschied genommen. Liebesbrünstig hat sie der Graf noch einmal und noch einmal umarmt und die Hand, welche seiner Frau den Giftbecher reichen soll, mit Küßsen bedeckt. Aber es muß geschieden sein. Sie reißt sich los aus den Umarmungen ihres Gustav und eilt die Stiege hinunter. Sie steigt in den Wagen und bereitet sorgfältig ihr Kleid aus. Der Kutscher gibt den Pferden die Peitsche, und fort geht es zum Westbahnhof. Sie ist noch etwas zu früh gekommen. Der Sitzzug nach München geht erst um halb fünf, endlich löst sie die Fahrkarte. Das zweite Glockenzeichen ertönt, sie steigt in ein Ferrencoupe; denn sie selbst ist ja Raucherin und liebt die Gesellschaft der Herren. Noch ein Glockenzeichen, ein Pfiff, und der Zug entleert dem Bahnhof, um mit andern Geschäftsreisenden auch diese Reisende in Mordgeschäften nach München zu führen.

Der verliebte Graf bleibt in der Wohnung seiner Julie, wo er zu Hause ist, zurück und sendet der Geliebten in München gift- und liebestrogende Briefe nach. Noch am Abende der Abreise schreibt er ihr:

„Am 19. November, Abends.

Meine Götter-Julie! Mein Abgott! Mein Alles! In Thränen gebadet sitze ich vor deinem lieben Bilde und ringe die Hände vor Sehnsucht nach dir, mein Abgott. Möge doch Alles dir gelingen und du baldigst für immer in meinen Armen liegen, das Letztere wünsche ich wohl am sehnlichsten; denn was ich leide und empfinde, weiß nur Gott allein. So kalt ist es heute, so stürmisch o! welche Angst erfäßt mich um dich, du bist viel zu leicht angezogen, du, mein Abgott, mein Alles, mein Weibi, ich kann nur beten für dich, kann kaum deine Zeilen mehr erwarten. Du stürzest dich in keine Gefahr, darauf habe ich deinen Schwur, o! wärest du nur lieber schon bei mir, ich kann deinen Brief nicht mehr erwarten, ich liege heute in deinem Bettel und weine, weine, weine!

Gott, o Gott! komm' mir bald zu mir, ich bin dir so treu,

ich liebe dich so glühend wie noch nie, wir müssen uns jetzt heiraten, ich kann kaum schreiben, solches Augenweh habe ich.

Gott segne und beschütze dich, ich bete für dich und ich wiederhole alle meine heiligsten Schwüre, küsse dich tausendmal im Geiste, du, mein Weibi, mein Ich, du, meine abgöttisch geliebte, mehr als je angebetete, einzige Zulcsi.“

Nach einer unruhig verbrachten Nacht schreibt er Folgendes:

„20. November.

Meine Zulcsi, mein Abgott! Mein Alles! Die ganze Nacht schlief ich nicht, wälzte mich unruhig in deinem Bette; dein Bild hing ober meinem Bette, ich küßte es, betete für dich und weinte; mir fiel ein, daß es so kalt war, ob du nicht krank seiest; gestern war ich noch bei der Ernst, sie hebt dir das Kleid (grün) bis Montag auf, es kostet das Neuzerste, 45 fl. Heute Nachts zerbrach sich ein Fenster von dir in deinem Salon bei deinem Nähtischl, weil Lisi die Fenster nie fest zumacht und so ein starker Sturm war; ach wie zitterte und weinte ich um dich, mein Weibi, ich war jede Viertelstunde wach, sah auf die Uhr, um 5 $\frac{1}{4}$ Uhr, wo du in München ankamst, und hätte mir bald vor Wuth eine Ohrfeige gegeben; ich hatte vergessen, dir kleines bairisches Geld für den Wagen mitzugeben, dann hatte ich Angst, daß du am Ende eine Verwechslung mit dem Pulver machen könntest, daß sie dich überredet; doch nein, ich muß dir vertrauen, du schwörst es mir ja so heilig, daß du sie nicht schonst, du mußt mich ja heiraten; wir können nur zusammenleben, du mein Götterweibi; ach, es ist furchtbar ohne dich, die Zeit will nicht vergehen, ich sehne mich so namenlos nach dir, wie noch nie; ich kam nicht schreiben vor Thronen; das Holz kam heute so spät an, erst um 10 Uhr, dafür arbeiten die Leute jetzt noch, um 6 Uhr Abends. Später schreibe ich weiter, ich habe solche Angst nach dir. O, lieber sterben, als ohne dich sein, du mein Abgott . . .

Wieder einen Tag näher deiner Ankunft, die ich nicht mehr erwarten kann; ich bin so müde, daß ich mich kaum rühren kann, morgen wird dein ganzes Holz in Ordnung sein, gute Nacht, mein

Weibi; wüßte ich nur, wie es dir geht, ich bin so ängstlich; wenn du nur schon wieder bei mir wärest, mein Weibi, morgen bekomme ich mit Gottes Hilfe ein Brieserl von dir, das mir Trost geben wird; Gott segne, beschütze, erhalte dich für mich, der ich nur von dir lebe, ich schicke dir ohne Unterlaß die glühendsten Küsse, bin dir so treu und weine so viel nach dir mein göttliches Weibi.“

Am 21. hat er endlich Nachricht von seiner Julie erhalten und er beeilt sich, die Briefe derselben zu beantworten.

„21. November.

Meine einzige, göttlichste, rasend geliebte Zulefi! Mein Abgott! Meine Gottheit! Heute um halb 4 Uhr vor meinem Essen, wo ich noch in deinem Zimmer saß und theilweise im Keller war, ein neues Schloß für den Keller kaufte, da wir heute mit dem ganzen Holze fertig wurden, läutete Kampacher an und brachte mir zu gleicher Zeit deine zwei allerliebsten Brieserln.

Gottlob, daß du nicht kalt hattest und eine angenehme Fahrt, heute bete ich fortwährend für das Gelingen! Aber etwas ärgert mich, nämlich, daß du von dieser Kanaille schreibst, daß sie dich so freundlich empfing; am Ende gewinnt oder rührt sie dich noch, dies Komödianten-Nas. Doch nein, du hängst zu sehr an mir, willst mein Weibi werden, und ich will dich gewiß selig machen. Ich bin auch desperat, daß du erst Samstag oder Sonntag kommst; warum so lange ausbleiben? Ich war bei Agnes, denn wie soll ich den Briefträger finden, der den Brief hinträgt; ich will es noch versuchen, doch ob es mir gelingt, weiß ich nicht; doch ich sagte Agnes, du habest mir (als geschiedene Frau) geschrieben, daß das Nas so krank ist, doch selbst ihre große gefährliche Krankheit nicht ahnt, und Agnes versprach mir, den allfalligen Brief des Nases zu geben, und der wird dann verbrannt.

O Gott, ich zittere um dich, mein Abgott, wenn du mir vorsichtig bist und es dir gelingt, das ist mein einziger Wunsch, sonst müßten Kampacher und Dierkes hin, sie sind schon awisirt, Gott nur du laß dich nicht zu weit ein, daß man dich ertappen könnte, was ich leide aus Angßt und Kummer, kann nur Gott wissen, ich will dir ewig dankbar sein, nur für dich so tren und innig leben,

fort küsse ich unter Thränen deine lieben Zeilen, danke dir für alle darin ausgebrückte Liebe; ich hoffe zu Gott, du läßt dich nicht erweichen, sondern denkst an deine Zukunft als meine zukünftige rechtmäßige Gattin; o, Gott führe dich nur baldigst glücklich und gesund in meine Arme, ich bin so wahnsinnig unruhig ohne dich, die ich mit jedem Momente rasender Liebe und anbete, mein Götterweibi.“

Vom selben Tag ist auch das folgende Schreiben, welches jedoch, wie es scheint, nicht abgesendet wurde:

„21. November.

Mein Engels-Zulefi! Mein ewig treuestes Weiber! Du, meine Gottheit! Ich will dir nochmals, bevor ich mich in dein liebes Bettel legen werde, tausendmal für deine gar so lieben Zeilen danken. Die Zeit ist so tödtlich lang für mich und meine Angst so groß, daß dich nur Niemand sieht, daß du es nur gescheidt anfangst, dich nicht rühren, noch anplauschen läßt, denn dies Nas ist das durchtriebenste & . . . auf der Welt; ich bin so in Spannung, denn ich möchte nicht, daß dir was geschieht oder daß das & . . . noch länger uns im Wege steht. Gottlob, daß du wenigstens keine unangenehme Reise und keine Kälte hattest; wenn es nur bei der Retourfahrt ebenso wäre und du nur mit einem Courierzuge kommen möchtest; so ungewiß sein zu müssen, ist doch was Gräßliches.

Gottlob, daß du keinen Bekannten gesehen hast, gib mir hier auch obacht, hoffentlich ist auch bei der Retourreise keine Karten-, noch Sachenvisitation. Wenn ich dir nur hinschreiben könnte, ach, du hast mich lieb; das ist aber auch das Einzige, was mich am Leben erhält, wie ich dich anbete, kam ich dir nie beschreiben, aber wie will ich dich glühend unter Thränen umarmen und küssen, wenn ich dich wiedersehe und das muß bald sein, sonst sterbe ich noch; diese infame Kanaille, wie kannst du mir überhaupt schreiben, daß sie so „überaus freundlich“ war, diese Bestie, doch was willst du einen ganzen Nachmittag bei ihr machen? Diese dummen gemeinen Lügen einer so stinkenden Kröte anhören? Ach könntest du, die mich heiraten muß, dich von einer so gemeinen Kanaille bethören lassen?

Nein, so was hoffe ich nicht, ich bete fort für dich, daß es nur gelingt und wir dann baldigst vor der Welt ein Paar werden können. Ich bete gewiß für dich, gebe mich aber noch nicht zu sehr der Hoffnung hin, weil du es nicht wünschest, kann dich aber kaum mehr erwarten, ich sitze auf glühenden Nadeln, wenn du nur Alles gleich wegwirfst, sobald der Verkauf abgeschlossen ist und nicht selbst dabei bist. Ach! soll ich länger warten, wie Sonntag oder Montag? Das ist ja eine furchtbare Aussicht, ich bin ganz weg vor Schmerz darüber, ich kann nur beten, daß du fest und standhaft, klug und überlegt bleibst, dich durch nichts abbringen läßt, und sobald als möglich nach Verkauf abreisest und dich nicht mehr zeigst und hier sogleich Alles wegwirfst, was an eine Reise mahnt. Ich möchte nur wissen, ob ich zu Hause zu dir schreiben soll, daß sie unten sagen, du seiest bei ihnen gewesen. Gott segne, beschütze, erhalte dich, mein Weibi, ohne Unterlaß denke ich in glühendster Liebe und Sehnsucht und Bangen an dich, mein Alles, mein Engels-Zulefi.“

Diejenige, welcher diese liebesbrünstigen Bethuerungen galten, hat sich's mittlerweile in dem Waggon bequem gemacht. In Salzburg steigt ein großer Herr mit einem schwarzen Bart in ihren Waggon, der Geschäftsreisende Umlauf. Von diesem läßt sie sich Feuer geben und bei dieser Gelegenheit knüpft er ein Gespräch an, indem er seiner Verwunderung Ausdruck gibt, eine Dame rauchen zu sehen. Sie, welche sich für eine verheiratete Baronin Bay ausgibt, findet das nicht im geringsten merkwürdig und theilt dem Fremden mit, daß sie immer nur ihren Neigungen folge, daß sie die Unabhängigkeit liebe u. s. w. Unter solchen Gesprächen verstreicht die Nacht und am Morgen des 20. November rollt der Zug in den Münchener Bahnhof ein. Sie läßt sich von ihrem Reisegefährten in das Hôtel zu den vier Jahreszeiten geleiten, wo auch der Letztere Unterstand nimmt. Er bietet sich ihr als Cicervone an und wird keineswegs spröde abgewiesen. Julie Ebergényi kleidet sich um, schreibt sich in das Fremdenbuch als Baronin Bay aus Wien ein und sucht vorerst das Opfer auf. Die Gräfin Mathilde Ledske wohnte bekanntlich in der Amalienstraße Nr. 12, bei der Kabinettsdienerinwitwe Hartmann. Dorthin richtet sie ihre Schritte, sie steigt

die vier Treppen hinauf, zieht die Klingel, die Thüre öffnet sich und mit dem Eintritt der noblen Dame hält der Tod seinen Einzug in die stille Wohnung. Sie überreicht ihr Empfehlungsschreiben und wird von der Gräfin Mathilde mit großer Freude empfangen. Augenscheinlich ist die Julie Ebergényi von der Liebenswürdigkeit der verstorbenen Frau ihres Geliebten überrascht, denn sie gibt dieser Empfindung in ihrem Briefe an ihren Gustav unumwundenen Ausdruck. In der ersten Unterredung werden zwischen den beiden Frauen weitere Zusammenkünfte verabredet. Julie, oder wie sie hier heißt, die Baronin Bay entfernt sich. Nach ihrem Fortgehen theilt die Gräfin Mathilde ihrer Quartiersfrau mit, daß die fremde Dame ihr von lieber Seite empfohlen sei, daß die Dame sich in derselben traurigen Lage wie sie befinde, daß sie seit 14 Tagen von ihrem Gatten geschieden sei, weil er ihr einen Brillantschmuck gestohlen habe u. s. w. Gleichzeitig traf sie Vorbereitungen, um die Fremde am andern Tage zu bewirthen. Julie macht inzwischen Einkäufe in der Stadt. Sodann begibt sie sich in das Hôtel zurück, schreibt an ihren Gustav. Abends halb 7 Uhr trifft sie mit ihrem Reisegefährten zusammen und läßt sich von ihm in das Theater führen, wo die Oper *Belisar* gegeben wird. Während der Vorstellung ist sie schweigsam. Auch auf dem Wege in's Hôtel zurück, auf welchem ihr Herr Umlauf auf ihr ausdrückliches Begehren den Arm reichete, war sie wenig gesprächig, doch scheint sie sich vor dem Alleinsein gefürchtet und Gesellschaft gesucht zu haben. Denn sie ließ ihren Reisegefährten auf ihr Zimmer kommen und ließ sich von ihm unterhalten. Doch nahm sie nichts zu sich, während Umlauf in ihrem Zimmer soupirte. Nach einer halben Stunde entfernte sich der Gesellschafter und nur Ebergényi blieb allein zurück. Sie entkleidete sich, um sich zur Ruhe zu begeben. Ob sie diese gefunden? Es ist kaum anzunehmen. Wahrscheinlich wälzte sie sich die Nacht hindurch unruhig in ihrem Bette. Wild jagte das Blut durch ihre Adern; wüste Bilder schwebten vor ihren Augen. In wilder Jagd zogen sie vorüber; ihre Kindheitszeit, ihre Konfirmation; vielleicht auch das Bild ihres ersten Geliebten. Inzwischen tauchten Bilder von Glanz, Ehre, Reichthum auf. Sie sah sich als Gräfin in der wappengeschmückten Carosse, auf Bällen, auf dem Rennplatz u. s. w. Endlich wendete

sich ihr Herz zu Gott, sie betete heiß, inbrünstig — für das Gelingen ihres Mordplanes. Erquickende Ruhe hat sie im Schlafe keineswegs gefunden, denn das Stubenmädchen fand sie des Morgens verstört, übermäßig, träumerisch, zerstreut. Es war dies der Morgen des Donnerstags, 21. November. Die Ebergényi kleidete sich hastig an; vergaß sie doch in der Zerstretheit sich zu waschen; vergaß sogar ihre Fingerringe auf dem Nachttische. Wieder begab sie sich in die Amalienstraße zur Gräfin Mathilde. Diesmal wurde ein kleines Fest verabredet. Die Dame sollte die Pause bei der Gräfin nehmen und für Abends war der Besuch des Aktientheaters in Aussicht genommen. Bei dieser Gelegenheit wurde der fremden Dame auch die Tochter der Quartierfrau vorgestellt, und die Letztere erhielt den Auftrag, einen Unterrock für sie zu verfertigen. Um 12 Uhr war die Dame gekommen, um halb Ein Uhr entfernte sie sich wieder und ging in das Hôtel zurück. Hier dinirte sie, ließ sich dann eine Flasche Muscat-Runel und eine Flasche Rothwein auf ihr Zimmer bringen, füllte von beiden Weinen in die zwei von ihr mitgebrachten Fläschchen und ließ dieselben von dem Kellner, Christian Eisenmann, verpfropfen. Auch bestellte sie zwei Sitze für das Aktientheater, welche der Lohndiener in die Wohnung der Gräfin in die Amalienstraße Nr. 12 bringen sollte. Zwischen zwei und drei Uhr treffen sich Julie Ebergényi und die Gräfin in einem Laden, wo Julie einen Unterrock einkauft, und als sie sich trennten, sagte die Gräfin Mathilde zur fremden Dame: „Ich erwarte sie bald bei mir.“ Nach vier Uhr traf Julie daselbst ein. Die Damen setzten sich zum Kaffee; die Gräfin hatte Schinken und Wurst nach Hause gebracht; auch eine Theekanne stand auf dem Tisch. Zwischen vier und sechs Uhr brachte der Lohndiener Sitze. Julie Ebergényi nahm dieselben in Empfang und bedeutete dem Lohndiener, daß sie noch einige Tage in München bleiben werde. Gräfin Mathilde begab sich nun zu ihrer Quartierfrau, der Witwe Hartmann, um von derselben ein Spernglas zu leihen zu nehmen. Während dieser Zeit blieb die angebliche Baronin Bay allein im Zimmer zurück. Diesen Moment hatte sie wahrscheinlich benützt, um die letzten Vorbereitungen zu dem verbrecherischen Werke zu treffen. Die Damen setzten sich nieder zum Tische, und das angespinnene

Gespräch wurde weiter geführt. Der Student Strinve, welcher nebenan wohnte, hörte, daß die Beiden über den Aufenthalt der Gräfin in Rom und über Photographien sich unterhielten. Der genaue Inhalt ihres Gesprächs ist nicht bekannt, denn die einzige lebende Zeugin beobachtete darüber in ihren Verhören eine begreifliche Zurückhaltung, und das was sie gesteht, ist mit romantischen Details geschmückt, welche den Stempel der Erfindung an sich tragen. Noch weniger ist genau bekannt, in welcher Weise dem Opfer das Gift beigebracht wurde. Die einzige, zusammenhängende Erzählung befindet sich in ihrem Geständniß vor dem Polizeikommissär Breitenfeld. Dieselbe lautet:

„Ich war dort bei der Gräfin Chorinsky, ich wollte nach Paris gehen, das ist wahr, sie war sehr freundlich, sie erzählte mir von ihrer Ehe mit ihrem Manne bis in die genauesten Details, sie hat einen sehr unglücklichen Brief nach Hause geschrieben, sie hat sich selbst umgebracht und sie hat so geweint, die Frau über die Verhältnisse mit ihrem Manne, das ist furchtbar. Sie erzählte mir eine Geschichte, daß sich ihr Mann versöhnen wollte, sie war aber so unglücklich, ich glaube, die Frau hat es auf mich abgesehen gehabt, mich in's Unglück zu stürzen. — Ich sah sie beim Wandtasten manipuliren, sie trug ihre Schale hin, wieder zurück, nahm den Thee, fiel mir weinend an den Hals, lehnte sich an das Kanapée etwas an, und auf ein Mal ist sie hinuntergefallen. — Auf das bin ich schleunig fortgegangen und nach Hause zurückgekehrt. Anfangs habe ich gedacht, sie habe furchtbare Komödie gespielt, weil sie sonst Komödie gespielt haben soll. — Ich sagte, daß ich von ihrem Manne komme und ihn recht gerne habe, daß er öfters zu mir komme, und sie hat es offenbar auf mich abgesehen gehabt. — Sie sagte auch, daß sie gegen alle Vene, welche mit ihrem Manne Sympathie haben, fluche.“

Natürlich ist es im höchsten Grade unwahrscheinlich, sogar fast unmöglich, daß die Gräfin es auf ihren Gast abgesehen hatte, oder daß sie sich selbst vergiftete, sondern wahrscheinlich hat die Ebergengni ihr Opfer zuerst gesprächig gemacht, das Vertrauen derselben erschlichen und ihr ewige Freundschaft angetragen. Der Freundschaftsbund sollte durch gegenseitiges Zutrinken besiegelt werden. Grä-

fin Chorinsky hatte in diesem Moment bereits den Becher mit dem vergifteten Getränke in der Hand; sie stießen an, die Gräfin trank aus dem Todesbecher und sank augenblicklich zu Boden.

Was nun folgt, liegt klar zu Tage. Sobald die Gräfin zu Boden gesunken war, eilte Julie Ebergényi hinaus, um die Frau Hartmann zu rufen und sendete dieselbe um eine Droschke, um in's Theater zu fahren. Während sie dies that, hielt sie vorsichtig die Thüre zu, damit die Frau nicht eintreten könne. Kaum war die Frau Hartmann fort, als Ebergényi schnell einige Effekten, unter denselben auch die Theekanne, zusammenpackte, die Thüre hinter sich abschloß und davoneilte. Als nach fünf Minuten die Frau Hartmann mit der Droschke zurückkehrte, hatte sich die fremde Dame entfernt und im Zimmer herrschte Todtenstille. Sie vermuthete daher, daß sich die beiden Damen zu Fuß in das Theater begeben hätten. Die falsche Baronin Bay eilte in das Hôtel zurück, packte in Eile ihren Koffer, weil sie, wie sie dem Personal mittheilte, sieben eine telegraphische Depesche erhalten habe, welche sie nach Paris rufe. Sie bezahlte die Rechnung, überschüttete das Hôtel-Personal in ihrer Zerstretheit mit Trinkgeldern und brachte durch ihre Hast und Ueberstürzung die Dienerschaft in großes Erstaunen. Als sie noch mit dem Packen ihres Koffers beschäftigt war, trat Herr Umlauf ein, sie erzählte auch diesem von einem eingetroffenen Telegramm und nahm seine Begleitung zum Bahnhof an. Aber schon auf dem Wege scheint sie ihre Ruhe wieder gefunden zu haben, denn sie setzte durch ihr freies ungezwungenes Benehmen, durch ihr Kokettiren mit den Reisenden, ihren Begleiter in nicht geringe Verwunderung. Sie reiste mit dem Abendzuge nach Wien zurück.

In Wien wird Julie von ihrem Geliebten in der Wohnung erwartet; sie berichtet in kurzen Worten über den Erfolg der Reise. Beide haben nun das heiße Ziel ihrer Wünsche erreicht; er ist von der Dual seines Lebens befreit, sie findet kein Hinderniß mehr auf dem Wege zum Tranaltar. Aber Ruhe hat Keines von ihnen gefunden. Zuerst beängstigt sie der Gedanke, daß die Gräfin Mathilde nicht gestorben sein könnte, und es wird der Vertraute Kampacher nach München gesendet, um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen. Sodann heißt es die Spuren des Verbrechens zu beseitigen. Den

Theeessel und andere kompromittirende Effekten, unter diesen auch die Briefe übergibt sie dem Dienstmädchen, mit der Weisung, das Packet sorgfältig zu verstecken. Sie ist auch um ein Alibi besorgt und sie läßt durch Gustav an ihre Schwester Agatha schreiben, daß man zu Hause auf allfällige Anfragen antworten möge, daß sie, die Julie, vom 19. bis 21. November in Seesen zugebracht habe.

Vier Tage konnte sich Julie der Hoffnung hingeben, daß es ihr gelingen werde, der strafenden Gerechtigkeit zu entkommen, denn fünfzig Stunden dauerte es, bis das Verbrechen nur entdeckt wurde. Den 22., den Tag nach dem Besuche der fremden Dame blieb das Zimmer der Gräfin Mathilde Chorinsky geschlossen, aber das fiel den Leuten im Hause nicht auf, weil die Gräfin sich manchemal auf lange Zeit einzuschließen pflegte. Erst als am andern Tage aus dem versperrten Zimmer durchaus kein Lebenszeichen zu vernehmen war, drang man durch eine Seitenthür in das Zimmer, und nun ward es klar, warum die Gräfin sich durch fünfzig Stunden ruhig verhalten; sie war seit fünfzig Stunden eine Leiche. In dem Münchener Anklageakt wird die Auffindung der Leiche folgendermaßen beschrieben:

„Zwischen Tisch und Sopha lag längs dem letzteren und, wie vor ihm hinabgesunken, den Kopf auf dessen Rand, ihre Leiche, mit den Zeichen des schon länger eingetretenen Todes. Spuren äußerer Gewalt waren nicht zu bemerken, aus dem Munde aber hatte sich Blut ergossen. Der Tisch war wie am 21. Abends zur Zeit des Besuches der Fremden zum Thee servirt, jede der beiden Tassen noch halb gefüllt, von dem vorhandenen Fleische, Backwerk und Obst wenig genossen, der Thee jedoch aus der Kanne in den gläsernen Wasserkrug gegossen, die Theekanne selbst nirgends zu finden. Die Kerze war nicht heruntergebrannt, sondern ausgelöscht, der Zimmerthürschlüssel verschwunden. Diese auffallenden Umstände erregten den Verdacht eines Verbrechens und veranlaßten die gerichtliche Obduktion der Leiche, welche, am 24. November von dem königl. Gerichts- arzte Professor Dr. Martin und dem königl. Professor Dr. Niedinger vorgenommen, ergab, daß der Tod weder durch eine innere, aus dem Organismus selbst entwickelte Erkrankung, noch durch Einwirkung äußerer Gewalt verursacht war. Wohl aber sprachen untrügliehe

Beweise: der charakteristische Geruch des Mageninhalts, die Blutüberfüllung der Gefäße des Kopfes und der Brust, ein bedeutender Blutaustritt aus der Magenschleimhaut, die abnorme Flüssigkeit des nicht gerinnenden Blutes für eine Vergiftung durch ein Blausäure-Präparat. Die chemische Untersuchung bestätigte diese Annahme. Im Blute, in den Eingeweiden und im Magen wurde noch am fünften und neunten Tage nach dem Tode freie Blausäure, und zwar im Magen allein in einem Maße von ein, zwei Grammen, nachgewiesen. Auf Grund der Befunde und Gutachten der Chemiker erklärten die Gerichtsärzte, daß die Verlebte an rascher Zersetzung des Blutes in Folge einer Vergiftung mit Blausäure gestorben sei; daß der Tod zwei Tage vor Auffindung der Leiche erfolgt sein könne; daß die Beibringung der Blausäure in Verbindung mit Kali, sohin als Cyankali erfolglos sein dürfte; daß schon das im Magen vorgefundene Quantum, welches indeß nur der geringere Rest des beigebrachten Giftes war, zur Tödtung eines Menschen hinreiche; daß neben der Blausäure keine andere Ursache und keine andere Beschaffenheit der Getödteten mitwirkte und daß der Tod unter raschem Schwinden des Bewußtseins ohne besondere Schmerzensäußerungen schnell erfolgt sein dürfte. Gleich die ersten Erhebungen schlossen eine Vergiftung durch Zufall, sowie einen Selbstmord aus. Es ergaben sich nicht die mindesten Anhaltspunkte weder dafür, daß die Getödtete im Besitze eines Blausäure-Präparates war, noch wie sie ein solches etwa aus Irrthum hätte genießen haben können. Ihr durch Zeugen bekundeter lebensfroher, heiterer Charakter, ihre gerade zur Zeit des Todes relativ glückliche äußere Lage, ein Liebesverhältniß, das in ihrem lange verödeten und vereinsamten Herzen einen Nachfrühling süßer Empfindungen hatte erblühen lassen, das stärkste Gefühl weiblicher Herzen, die Mutterliebe zu einem diesem Verhältnisse entsprossenen Kinde, fesselten sie an's Leben. Aber noch entschiedener als diese inneren Gründe machten die äußeren Umstände einen Selbstmord zur Unmöglichkeit. Die Anwesenheit des Gastes, die heitere Unterhaltung mit demselben, die kurz zuvor durch Entleihen des Openguckers neuerdings bestätigte Absicht, das Theater zu besuchen, das Auslöschten des Lichtes, das Verschwinden des Schlüssels der abgesperrten Thür und der Theekanne, lauter Handlungen, welche sie

nicht vorgenommen haben konnte, schlossen die Annahme eines Selbstmordes aus. Wohl aber wiesen alle Thatfachen auf einen Mord durch jene fremde Dame hin“.

Die Auffindung der Leiche geschah am 23. November; das Telegramm, welches dem Statthalter Grafen Chorinsky den Tod seiner Schwiegertochter anzeigte, traf am 24. ein. Warum dieses Telegramm von der Münchener Polizei abgefendet wurde und mit welchem Erfolg, darüber besitzen wir ein sehr interessantes Aktenstück in dem Berichte des Münchener Polizeidirektors Karl von Burchtorff.

„Als ich“ schreibt derselbe, „am 23. Nov. Abends zwischen 9 und 10 Uhr von dem Jour habenden Beamten die Nachricht von der Auffindung der Leiche der Gräfin Chorinsky-Ledske erhalten und die bei derselben vorgefundenen Papiere, insbesondere eine letztwillige Verfügung vom Jahre 1864 durchgesehen hatte, in welcher von dem Grafen Gustav Chorinsky — ihrem Manne — die Rede ist, der sie ungerecht verstoßen habe, faßte ich sogleich die Meinung, daß, wenn überhaupt ein Verbrechen vorliegen würde, dasselbe vielleicht von dem Manne der Ermordeten ausgegangen sein könnte. Ich habe deshalb, nachdem die entsprechenden polizeilichen Maßnahmen wegen Sicherung des Thatbestandes getroffen waren, an die k. k. Polizeidirektion Wien das Telegramm abgefendet. In diesem Telegramm habe ich um Verständigung der Verwandten von dem Falle gebeten und neben dem Manne der Verstorbenen absichtlich ihre Schwägerin, Gräfin Auersperg, genannt, um die Betreffenden vollständig sicher zu machen. Am Montag den 25. November erschien in Folge des Telegrammes Graf Chorinsky sen. Morgens 8 Uhr auf meinem Bureau, stellte sich mir als k. k. Statthalter von Niederösterreich mit dem Bemerkten vor, daß er mit seinem Sohne Gustav Chorinsky, k. k. Oberlieutenant, hierher gekommen sei, und mich um die näheren Umstände des Ablebens seiner Schwiegertochter bitten müsse. Es war mir sogleich sehr auffallend, daß der junge Graf, obgleich bei den Ereignissen am nächsten theilhaftig, nicht bei mir erschien, und auf meine Frage, wo er sich aufhalte, erhielt ich vom Grafen Chorinsky zur Antwort, daß er in dem Gasthose „zum bairischen Hof“ zurückgeblieben, weil er zu aufgereggt und erschöpft sei.

Ich theilte sodann dem Grafen Chorinsky sen. mit, daß die

Ursache des Todes seiner Schwiegertochter nicht festgestellt und nur wahrscheinlich sei, daß sie Gift bekommen haben müsse. Daraus fragte Chorinsky, ohne daß ich den wahrscheinlichen Giftstoff bezeichnet habe: „Doch nicht etwa Cyankali?“ Die Aeußerung ist vielleicht durch den Umstand zu erklären, daß dieser Giftstoff ein spezifisches Wiener Präparat ist, mir war es jedoch sehr auffallend. Im Verlaufe des weiteren Gespräches fragte ich ihn auch, ob er oder sein Sohn nicht die Leiche der Unglücklichen sehen und von ihrer letzten Wohnung Einsicht nehmen, sowie dem Leichenbegängnisse beiwohnen wollten? Alles dies wurde an diesem Vormittage entschieden abgelehnt, so daß ich mir den eigentlichen Grund ihrer Reise nach München nicht erklären konnte. Sie wollten damals, nach Angabe des Grafen Chorinsky sen., noch am nämlichen (Tage) Abende nach Wien zurückkehren. Bei einem längeren Gespräche mit dem Grafen Chorinsky sen. theilte er mir seine Familienverhältnisse mit, namentlich auch den Lebenslauf seines ältesten Sohnes Gustav Chorinsky, daß derselbe seit ungefähr drei Jahren von seiner Frau freiwillig getrennt sei, und zwar in Folge heftiger Auftritte in seinem eigenen Hause; daß er (Chorinsky sen.) bei dem Wiedereintritte seines Sohnes in die österreichische Armee die Heiratskaution, 12,000 fl. österr. Währ., gestellt habe und seit der Trennung seiner Schwiegertochter die Zinsen hieraus mit monatlich 50 fl. derselben an ihren jeweiligen Aufenthaltsorte unter der Adresse: „Madame de Ledste“ mit Angabe der Wohnung versendet habe. Auf meine weitere Frage, ob sein Sohn irgend eine Verbindung mit einer Dame in Wien habe, antwortete er mit aller Bestimmtheit, „es sei ihm davon nichts bekannt und er glaube es auch nicht, weil sein Sohn ein ganz eingezogenes und sparsames Leben führe, so daß er mit ihm jetzt in allen Beziehungen zufrieden sei. Graf Chorinsky sen. sagte mir damals nicht, daß er, ehe er zu mir kam, bereits auf der österreichischen Gesandtschaft gewesen sei und von dem Legationsrathe Zwierzina umständliche Aufschlüsse über die in der Stadt kursirenden Gerüchte über die Ermordung der Gräfin Chorinsky und die muthmaßlichen Motive hiezu erhalten habe. Er theilte mir dies erst kurz vor seiner Abreise am Mittwoch Abends mit und suchte damit den Umstand zu rechtfertigen, daß er seinen

Sohn nicht mit zu mir gebracht habe. Ich führte den Grafen dann zum Herrn Untersuchungsrichter und hatte vor, den jungen Grafen in seinem Gasthose aufzusuchen. Durch ein dringendes Geschäft hiervon abgehalten, blieb ich auf meinem Bureau bis ungefähr 12 Uhr, wo Graf Chorinsky sen. wieder erschien. Ich erklärte ihm hierauf, nunmehr seinen Besuch erwidern zu wollen und mich mit ihm in seinen Gasthof zu verfügen, wobei ich die Absicht hatte, den jungen Grafen zu sehen und kennen zu lernen, weil ich ihn wahrscheinlich außerdem nicht zu Gesicht bekommen hätte. Es schien dies dem Grafen Chorinsky nicht sehr angenehm zu sein, gleichwohl ging ich mit ihm durch das Fingergäßchen auf den Promenadepfatz und hier fiel mir auf, daß Graf Chorinsky nicht unmittelbar in den Gasthof hineingehen wollte, sondern mich auf dem Platze selbst, angeblich um die dortigen Monumente zu sehen, herumführte, obgleich er diese Monumente keines Blickes würdigte. Als er gegenüber der Einfahrt zum Gasthose gelangte, gingen wir direkt auf dieselbe zu, und ich war überrascht, in dieser Einfahrt, und zwar ziemlich im Schatten verborgen, einen Mann zu sehen, welchen mir der alte Graf als seinen Sohn vorstellte. Er schien mir sehr bestürzt, als er hörte, daß ich der Polizeidirektor sei und ihn besuchen wolle, und wir verfügten uns zusammen auf das rückwärts über zwei Stiegen gelegene Zimmer, welches die Grafen inne hatten. Hier fragte ich den jungen Grafen, ob er die Leiche seiner Frau und ihre letzte Wohnung nicht sehen, ob er dem Begräbniß nicht beiwohnen wolle. Er lehnte dies bestimmt ab, unter dem Vorgeben, daß er von seiner Frau schon seit Jahren nichts mehr habe wissen wollen, und daß er theils von der schrecklichen Nachricht, theils von der Reise so sehr erschöpft und überdies nur in Reisefelleidern sei, welche er bei seiner schnellen Abreise von Wien habe entlehnen müssen.

Mir machte dieser Mann, anscheinend 35—36 Jahre alt, nach seiner äußeren Erscheinung, sowie nach seinem scheuen und zurückhaltenden Benehmen, den subjektiven Eindruck, daß an seiner Schuld nicht gezweifelt werden könne. Er hatte Beinkleider und einen Rock an, die offenbar nicht für ihn gemacht waren, und schien meinen Blicken möglichst auszuweichen. Da Graf Chorinsky sen. an diesem Vormittage noch den österreichischen Gesandten Grafen

Trauttmansdorff sprechen wollte, so erbot ich mich, ihn sammt seinem Sohn in das Gesandtschafts-Lokale zu führen, und wir gingen zusammen, ich in der Mitte, vom „bairischen Hof“ in die Ludwigstraße. Auf diesem Wege blieb der junge Graf mehrmals zurück, schaute sich schein und verlegen um, namentlich wenn uns ein Gendarm begegnete, und er erkundigte sich angelegentlich nach der Aufgabe der Gendarmen. An dem Gesandtschaftshotel angekommen, glaubte ich nichts Anderes, als daß die beiden Grafen in dasselbe eintreten würden; allein der junge Graf blieb zurück, angeblich weil er nicht entsprechend angezogen sei. Ich ging sodann mit ihm die Ludwigstraße entlang, und hier theilte er mir mit, daß er keine Civilkleidung besitze, daß er die Kleider, welche er an habe, behufs seiner Reise nach München habe entleihen müssen, daß er, da die Zinsen aus dem Heiratskapitale von seiner Frau bezogen wurden, lediglich auf seine Gage angewiesen sei, und daß ich mir wohl deshalb denken könnte, wie schlecht seine pekuniären Verhältnisse ständen. Ungefähr um halb 1 Uhr verließ ich ihn, nachdem ich zuvor schon seine genaueste Ueberwachung angeordnet hatte. Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr war ich wieder in der Ludwigstraße, wo ich beide Grafen, welche inzwischen in ihrem Hôtel Mittag gemacht hatten, wieder traf und sie einlud, bis 6 Uhr Abends zu mir auf das Bureau zu kommen. Da ich inzwischen zu dem Minister des Innern gerufen worden war, kam ich erst um halb 7 Uhr auf mein Bureau, wo Graf Chorinsky sen. auf mich wartete, während der junge Graf vor dem Polizeigebäude auf und ab ging. Erst auf meine dringende Aufforderung, doch zu mir heraufzukommen, trat er bei mir ein, und nun erfuhr ich, daß die Beiden ihren Entschluß geändert hatten, daß sie nicht mehr an diesem Abende abreisen, sondern dem Leichenbegängnisse gleichwohl beiwohnen wollten. Nachmittags 3 Uhr hatte ich einen Besuch von dem österreichischen Legationsrathе Zwierzina empfangen und von demselben erfahren, daß der österreichische Offizier, welcher sich vor mehreren Wochen an ihn um Nachsichten über den Aufenthalt der Madame de Ledske gewendet hatte, der österreichische Oberlieutenant Graf Chorinsky gewesen sei, daß er Letzteren damals nicht gekannt, aber nun aus Anlaß dieses fraglichen Ereignisses von dem österreichischen Gesand-

ten Grafen Trauttmansdorff gehört habe, daß der Statthalter Chorinsky ein Ehrenmann sei, dieser sein Sohn aber nichts tauge und ihm schon viel Verdruß und Kummer gemacht habe; es sei diese Aeußerung um so bezeichnender, als Graf Trauttmansdorff ein Mann von ungemein mildem und nachsichtigem Urtheil sei. Alle diese Wahrnehmungen und Mittheilungen ließ ich durch meinen Kommissär Bauer in das Untersuchungsgericht gelangen und hielt in Erwartung des Verhaftungsbefehles die beiden Grafen auf meinem Bureau zurück. Als der Haftbefehl ungefähr um 8 Uhr bei mir eintraf, eröffnete ich sofort demselben den beiden Grafen, worüber der jüngere in die größte Bestürzung gerieth und die Zulässigkeit seiner Verhaftung deshalb bestritt, weil er österreichischer Unterthan und überdies Offizier, deshalb der Militär-Gerichtsbarkeit allein untergeordnet sei. Alle Belehrungen unter Hinweis auf unsere strafgesetzlichen Bestimmungen brachten ihm keine andere Ueberzeugung bei, was insoferne von Bedeutung sein mag, als es die Unvorsichtigkeit seiner Reise von Wien nach München erklären kann. Graf Chorinsky sen. entfernte sich von mir, um einerseits die Rücknahme des Haftbefehles und andererseits die diplomatische Intervention zu erwirken, und blieb anderthalb Stunden aus, während welcher Zeit ich mit dem jungen Grafen allein war. Während dieser langen Zeit zeigte sich der Graf im höchsten Grade exaltirt, verpfändete hundertmal sein Ehrenwort, daß er unschuldig sei, und äußerte unter Anderem auf meine Frage, daß seine Frau eine heftige, leidenschaftliche Person gewesen sei, daß er sie hasse, unauflöslich hasse, daß sie sein ganzes Lebensglück zerstört habe u. dgl. Als nach der erfolgten Zurückkunft des Grafen Chorinsky die Abführung des Sohnes in die Frohnveste ins Werk gesetzt wurde, fiel der Sohn dem Vater wiederholt um den Hals, und ich beobachtete, daß er ihm etwas ins Ohr flüsterte, was ich, da es überdies, wie es schien, in czechischer Sprache war, nicht vernehmen konnte. Der Graf Chorinsky sen. besuchte mich am Dienstag und Mittwoch fast zu jeder Zeit und auf viele Stunden und ließ mich bei seinem Abschiedsbesuche einen Brief lesen, welchen sein Sohn aus dem Gefängnisse an ihn geschrieben hatte. In diesem Briefe ist unter vielen Unschuldsbetheuerungen der Auftrag enthalten: „Sage meiner Zulie, daß ich unschuldig bin.“ Auf meine Frage, wer denn diese

Zulie sei, mit welcher sein Sohn in so intimen Verhältnissen stehe, antwortete der Vater:

„Es sei eine entfernte Verwandte, heiße Ebergényi und habe er von diesem Verhältnisse erst in den letzten Tagen durch seinen Sohn Kenntniß erhalten.“

Letztere Aeußerung machte er, nachdem ich ihn auf den Widerspruch, welchen er mir am Montag gelegentlich einer Aeußerung machte, aufmerksam gemacht habe. Schließlich bemerkte ich, daß Graf Chorinsky sen. gleich beim erstenmale, als er bei mir war, und dann später wiederholt sagte, sein Sohn habe gleich bei der Nachricht von dem Tode seiner Frau den Entschluß gefaßt, sogleich nach München zu reisen, und er, der Vater, habe ihn nur nicht allein reisen lassen wollen.“

Bei der Durchsuchung des Grafen in der Frohnveste wurden ihm neben einem Rosenkranz, mehreren Gebeten und anderen Kleinigkeiten fünf Photographien weggenommen, deren vier in verschiedenen Aufnahmen eine und dieselbe Dame darstellten. Auch in einem Medaillon, das er um den Hals trug, zeigte sich deren Bild. Noch vor dem ersten mit ihm gepflogenen Verhöre wurden diese Photographien jenen Personen vorgezeigt, welche mit der angeblichen „Baronin Bay“ hier in Berührung gekommen waren, und von Allen mit größter Bestimmtheit als das Porträt dieser Dame erkannt. Graf Gustav Chorinsky bezeichnete sie auf Befragen in seinem Verhöre als die Stiftsdame Julie v. Ebergényi, wohnhaft Wien, Krugergasse Nr. 13, und gab nur zögernd zu, mit ihr in näheren Beziehungen zu stehen. Sofort wurde auf telegraphischem Wege deren Verhaftung gefordert, die denn auch noch am nämlichen Tage, den 26. November Abends, zu Wien in ihrer Wohnung, wo sie in heiterster Unterhaltung mit ihrer Schwester Agathe, ihrer Gewohnheit gemäß Cigarren rauchend, betroffen wurde, zur Ausführung kam.

Augenscheinlich war die Ebergényi durch das schnelle und sichere Eingreifen der Münchener Behörde überrascht worden. So schnell hatte sie sich die Sache nicht vorgestellt. Sie hatte sich noch nicht ihre Vertheidigung zurecht gelegt, noch keine Ausflucht und Finten erfunden.

Im ersten, im Polizeihause vorgenommenen, lange andauernden Verhöre in Gegenwart des Untersuchungsrichters und des k. k. Polizeikommissärs Karl Breitenfeld, welche, ihrem Wunsche folgend, sich mit ihr in ein Nebenzimmer begeben hatten, legte die Ebergényi das Geständniß ab, daß sie von einem Photographen unbemerkt Cyanfali genommen und dieses der Gräfin Mathilde Chorinsky, während sie auf gegenseitiges Wohl tranken, in den Thee gethan habe. Bei Wiederanknüpfung des geschlossenen Verhöres fügte sie in Gegenwart des k. k. Hofrathes und k. k. Polizeidirektors von Strobach, des Protokollführers und der Gerichtszengen noch bei: daß sie Mittwoch von 4 bis 7 Uhr Nachmittags beim Gouter und beim Thee bei der Gräfin Chorinsky zubrachte, daß sie sich der Gräfin als Durchreisende vorstellte, mit dem Vorgeben, um sich von ihrer Liebenswürdigkeit zu überzeugen. — Sie erzählte weiter, sie sei in München im Hôtel zu den „Vier Jahreszeiten“ unter dem Namen Baronin Bay abgestiegen, habe im zweiten Stocke daselbst gewohnt, zufällig die Wohnung der Gräfin Chorinsky, Amalienstraße Nr. 11 oder 12, im 4. Stock, erfahren und ursprünglich die Absicht gehabt, zwei Tage in München zu verweilen, dann nach Paris zu reisen. Sie habe sich mit der Gräfin verabredet, zusammen in's Theater zu gehen und zu diesem Zwecke durch einen Diener des Hôtels Karten bringen lassen. — Als sie fortging, lag die Gräfin bereits zwischen dem Canapé und dem Tische am Boden, ob das Gift gleich gewirkt habe, wisse sie nicht, die Gräfin ist wohl am Boden gelegen, ob sie aber bei ihrer (der Julie Ebergényi's) Entfernung aus der Wohnung schon ganz todt war, das wisse sie nicht. Ihres Wissens war die Quartierfrau zu Hause und deren Tochter hatte eben ein Kleid abgetragen.

Doch nicht lange währte die Ueberraschung der Ebergényi. Mitten im Geständniß taucht die Idee in ihrem Kopfe auf, eine dritte Person als Thäterin in dem Drama einzuführen und sie bricht ihr Geständniß ab mit folgenden Worten: „Ich sage es aufrichtig, ich war es nicht, aber schreiben Sie mir, daß ich es war, ich stürze mich in mein Unglück, es war Jemand von München, der die Idee gehabt hat, es zu thun. — Daß ich in München war, gestehe ich zu, aber gehen wir lieber in's Landesgericht hinaus, ich gehe zu

Grunde, denn ich kann die Person nicht nennen“. Für diesen Je-
mand hat sie bald einen Namen gefunden, sie taufte ihn Viki Hor-
vath. Sie gesteht nun, daß sie auf den Namen Marie Bay nach
München gereist sei, setzt aber hinzu, daß die zweite Passarte auf
den Namen Horvath von eben dieser Viki benützt worden sei, welche
ihr den Theekessel der Gräfin Mathilde und andere kompromittirende
Gegenstände aus dem Besitze der Gräfin übergeben habe. Denn es
muß bemerkt werden, daß Julie in ihrer Verblendung dafür gesorgt
hatte, daß es an Beweisen für ihre Anwesenheit in München und
am Thatort in der Amalienstraße nicht fehle. Den Schlüssel zur
Wohnung der Gräfin hatte sie allerdings noch in München in die
Isar geworfen, aber den Theekessel der Gräfin Mathilde sowie einige
Briefe und einige werthlose Schmuckgegenstände hatte sie mitgenom-
men, und diese Gegenstände waren die stärksten Beweise für ihre
Schuld, denn sie wurden als der Verstorbenen gehörig erkannt und
konstatirt, daß sie bis zum letzten Momente in deren Besitze gewesen
seien. Dem gegenüber war eine neue Ausflucht nothwendig und die
Verhaftete erfindet daher eine neue Geschichte. Sie erzählte, daß die
erwähnte Viki oder Valerie Horvath einen Tag vorher nach Mün-
chen abgereist sei, daß sie mit ihr dort zusammentraf, in der Stadt
herumging und am 21. November um halb 7 Uhr Abends
ihr, der Julie Ebergényi, welche in der Amalienstraße auf- und ab-
gehend sie erwartete, die oberrühnten Gegenstände nebst den beiden
Fläschchen in der Eile und mit der Nachricht übergeben hatte, daß
soeben Mathilde Chorinsky, während sie, die angebliche Horvath, bei
ihr war, plötzlich von einem Schrank zum Canapé gegangen und
mit einem Fluche auf die Familie Chorinsky zusammengefallen und
augenblicklich gestorben sei. — Als sie, Julie, von der Reise, auf
welcher sie aus dem Schlickpfeischen geraucht und den Todtenkopf-
schmuck getragen hatte, wieder zurückgekehrt war und dem Gustav
den plötzlichen Tod Mathildens mitgetheilt hatte, war er darüber
sehr bestürzt, er freute sich aber ihrer Ankunft weniger, als sie
erwartet hatte, was sie gegen ihn aufbrachte, er wollte die Quelle
der Todesnachricht wissen. Als er Nachmittags zum zweiten Male
kam und in sie drang, wie sich die Sache verhalten, habe sie ihm
kurzweg gesagt: „Ich habe es selbst gethan, jetzt laß mich in Ruhe“.

Gustav war darüber ganz wüthend, sie habe ihm noch einige Schilderungen gemacht — daß Mathilde schon gestorben ist, daß sie, Julie, dabei gewesen sei, während sie verschied und derlei mehr Details, an die sie sich nicht erinnere. — „Es war dies eine Dummheit,“ fuhr sie in der Erzählung fort, „aber ich that es, um ihn zu ärgern.“ — Gustav war darüber sehr verzagt und beängstigt, daß sie nur Beide mitsammen in Verdacht kommen können, weil er sich früher selbst an Breitenfeld gewendet hatte und sie zu dieser Zeit in München war. Sie begann hierauf, ihn zu beschwichtigen, daß sie vielleicht doch nicht gestorben sei, was dazu Anlaß gab, den Kampacher nach München zu senden.

Am Donnerstag hierauf schrieb ihr Valerie Horvath — daß sie dieses gethan habe, es war eine schauerliche Geschichte, die Mathilde habe noch geröchelt, bevor sie verschieden ist. Nähere Details, wie sie es mit dem Gifte machte, habe ihr die Horvath nicht mitgetheilt.

Auch der andere Versuch, zu welchen schon früher Vorbereitungen getroffen worden waren, nämlich in Szecsen ein Alibi für ihre Anwesenheit während der Zeit vom 19. bis 22. November nachzuweisen, wird nicht aufgegeben.

Julie Ebergényi hat während der Untersuchungshaft an ihren Bruder geschrieben, er möge ohne weiters beschwören, daß sie in den kritischen Tagen vom 19. bis 22. November 1867 in Szecsen war. — Deren Schwester Agathe gab an, daß sie von Julien brieflich und am Wege von Steinamanger mündlich angegangen wurde, dieses falsche Alibi nöthigenfalls durch die Dienstleute bestätigen zu lassen, darauf zielen auch die Telegramme ab. „Die Anfrage erfolgt — also nur so handeln — es ist höchst wichtig — holt den Brief.“ — Desgleichen der im desparaten Tone gehaltene Brief Agathen's. „Um Gottes willen nur nicht auf Secsen berufen, es wäre um Dich geschehen.“

Die Zellengenossen der Julie Ebergényi, Amalie Drechsler, Pauline Wiederamm und Marie Maier erzählen, daß sich dieselbe durch Veränderungen in der Frisur, Bestreichen der untern Augenvertiefung, unkenntlich zu machen suchte, wenn sie glaubte, sie werde ihren Reisegefährten, oder Einem vom Hôtel=Personal gegenübergestellt werden.

Sie gibt auch zu, sich um ein falsches Alibi beworben und um die Vernichtung derjenigen Briefe gebeten zu haben, in welchen die Bemerkung vorkommt, daß der Heirat mit Gustav kein Hinderniß im Wege stehe.

Zulie Ebergényi, welche wiederholt zugegeben hatte, daß Marie Bay nicht existire, setzte während der Untersuchungshaft Briefe auf, welche die Richte ihrer Zellengenossin schreiben und unter dem Namen Marie Bay in Linz auf die Post geben sollte. — In diesen Briefen wird der eingebilbeten Marie Bay ein vollkommenes Geständniß der verbrecherischen That mit allen Vorbereitungs-handlungen und dem ganzen Nachtrage in die Feder gelegt.

Hierüber zur Verantwortung gezogen, gab Zulie Ebergényi an, daß dieser Brief eigentlich für die Horvath, welche wirklich existire, bestimmt war und den Zweck gehabt habe, da er gleichlautend ist mit dem Briefe, welcher ihr von der Horvath zugekommen war und den sie leider unvorsichtiger Weise vernichtet hatte, anstatt des Briefes der Horvath dem Gerichte übergeben zu werden.

Weiters erklärte sie: „Die Horvath hat mir in dem Briefe, den sie mir am Dienstag sandte, mitgetheilt, daß sie es mit Cyanfali, d. h. eigentlich mit Wein, in welchem sie es früher vorbereitete, gethan hat, beim Abschiede in der Amalienstraße sagte sie mir, „wüßtest Du, was ich angestellt habe.“ Den Brief habe sie nur deshalb über Linz kommen lassen wollen, damit die Sache mehr Wahrscheinlichkeit gewinnt. — Sie gibt an, es sei ihr nicht darum zu thun gewesen, sich während der Untersuchung mit Gustav wegen gleichlautender Angaben in's Einvernehmen zu setzen, sie habe nur dem schwachen Gedächtnisse Gustavs zu Hilfe kommen wollen. — Wenn sie an den Bruder wirklich geschrieben hatte, er solle ihre Anwesenheit in Szecsen beschwören, sei ihr wahrscheinlich das Wort „beschwören“ unbewußt in die Feder gekommen.

Angesichts des überwältigenden Materials, welches die Untersuchung für die Schuld der Ebergényi zu Tage gefördert hatte, waren alle diese Ausflüchte und Finten vergeblich. Am Mittwoch den 22. April wurde Zulie Ebergényi vor das Wiener Landesgericht gestellt, und der öffentliche Ankläger, Staatsanwalt Schmeidel, erhob gegen sie die Anklage auf das Verbrechen des Mordmordes.

Vier Tage währte die Schlußverhandlung.

Während der ganzen Dauer derselben blieb die Angeklagte bei ihren Ausflüchten; sie blieb dabei, daß die Horvath die Gräfin vergiftet habe.

Ueber ihren Besuch in München und den Empfang bei der Gräfin Mathilde erzählt die Angeklagte in der Schlußverhandlung Folgendes:

Angekl.: Sie hat mich sehr lebenswürdig empfangen, und ich habe mich nicht gar lange bei ihr aufgehalten, bin nach Hause gegangen und habe die Horvath begegnet, dann habe ich dinirt, machte eine Promenade mit der Gräfin Mathilde und schied mit dem Wunsche, mir meinen Besuch baldigt zu erwidern.

Präs.: Was that inzwischen die Horvath, worüber verkehrten Sie mit ihr? — Angekl.: Horvath ging dann aus, einige Kommissionen zu verrichten, und zwar ersuchte sie mich zuerst, zwei Fläschchen zu kaufen. — Präs.: Was für Fläschchen? — Angekl.: Um sie mit Wein anzufüllen, ohne zu bemerken, für was und für wen dieselben gehören. Darauf ging ich in mein Gasthaus und erfüllte den Wunsch der Horvath.

Präs.: Wo haben Sie diese Fläschchen gekauft? — Angekl.: In einem Gewölbe — ich erinnere mich nicht mehr, wo — dann gaben wir uns ein Rendezvous bei einem Monumente, und dabei übergab ich ihr die gefüllten Fläschchen. — Präs.: Was war es für ein Wein, Sie müssen es doch wissen, da Sie ihn bestellt haben? — Angekl.: Ich kann mich nicht erinnern; ich verlangte blos rothen und weißen Wein. Wir verweilten dann beisammen, bis der Kaffee eingenommen war, dann war ich bei der Gräfin zum Thee. — Präs.: Wer hat den Thee bereitet? — Angekl.: Die Gräfin Mathilde. — Präs.: Erzählen Sie weiter. — Angekl.: Das Wasser wurde hineingebracht, ich weiß nicht mehr genau, wer es brachte. . . (Pause, stockt. Allgemeine Spannung.) Die Gräfin hat mir eingeschenkt, hat sich neben mir niedergesetzt und sagte, sie wolle keinen Thee trinken, weil ihr im Theater sonst zu warm werden würde; sie erhob sich hierauf und nahm die Lampe mit der Absicht, sich zum Fortgehen herzurichten; alsdann stellte sie die Lampe auf den Kasten. Eben im Begriffe, eine Haube und einige Gegenstände,

die sie mir zeigte, vom Kasten zu nehmen, sagte sie, es wäre doch die höchste Zeit, daß wir um den Wagen schicken würden, die Horvath komme wohl so nicht mehr. Auf das hin habe ich mich angetragen, die Droschke bestellen zu lassen, was sie sehr freudig annahm. Ich ging hinaus, ersuchte die Hartmann, die Droschke zu holen. Nachdem ich zurückkam und eintrat, entschuldigte sich die Gräfin Mathilde. (Pause.) — Präs.: Nun? — Angekl.: Ich kann mich nicht so genau erinnern. In dem Augenblicke hat man geläutet, unterdessen hat sie aufgehört und da ist die Horvath gekommen, und zwar mit den Worten, ich möchte hinuntergehen, sie hätte mit der Gräfin Mathilde einige Worte zu sprechen, das würde nur einige Minuten dauern, ich solle warten, bis sie kommt. Ich habe den Hut genommen, bin hinausgegangen, da haben sie mir Beide eine Kerze angezündet. — Präs. (einfallend): Beide? — Angekl. (fortfahrend): Eine von ihnen; ich weiß das nicht so genau. Die Horvath hat sie mir gegeben. — Präs.: Woher hat sie diese genommen? — Angekl.: Ich weiß es nicht. Darauf bin ich hinab und unten auf und abgegangen; nach einigen Augenblicken kommt die Horvath, in demselben Momente auch die Droschke. Ich wollte wohl früher fortgehen, aber die Horvath hat es mir strengstens verboten, weil die Gräfin Mathilde der Schlag getroffen hat. Auf das hin habe ich mir vorgenommen, hinaufzugehen; die Horvath gab dies aber nicht zu. Ich wollte also in Begleitung der Horvath fortgehen, da hat mir letztere einige Gegenstände, die ich nicht angesehen habe, mit der Bitte übergeben, weil ihr Koffer zu klein sei, dieselben in Aufbewahrung zu nehmen, bis sie diese zu holen komme oder darum schreiben würde. Das habe ich gethan.

Präs.: Was waren das für Gegenstände? — Angekl.: Ich habe sie damals nicht angesehen. — Präs.: Waren es große oder kleine Gegenstände? — Angekl.: Es war, wie ich später gesehen habe, eine Theekanne; in München habe ich sie nicht gesehen, sie waren in Papier eingemacht. — Präs.: War das Packet versiegelt? — Angekl.: Nein. — Präs.: Und da haben Sie das Packet doch nicht aufgemacht? — Angekl.: Ich wollte es nicht aufmachen, und dann wollte ich auch schnell packen und Gustav, welcher der Gräfin am nächsten stand, benachrichtigen; ich habe also

die Sachen aufbewahrt, bin zu Hause gekommen und, als ich ankam, den Gustav gleich benachrichtigt, daß die Gräfin Mathilde der Schlag getroffen, worüber Gustav sehr verzweifelt war. — Prä s.: Warum denn, er, der so oft von seiner Frau mit wahrhaft erschreckendem Hasse gesprochen. — Angekl.: Er war über das so desperat, daß ich gerade zu dieser Zeit, als die Gräfin der Schlag traf, wo auch die Schritte wegen der Scheidung geschehen waren, in München gewesen sei. Er meinte eben, daß da leicht ein Verdacht entstehen könnte.

Prä s.: Es liegt ein Siegelring vor. Das Datum „17. Juni 1860“ ist eingravirt, es ist das Hochzeitsjahr des Grafen Chorinsky. Ist Ihnen darüber etwas bekannt? — Angekl. (den Ring besichtigend): Ich habe diesen Ring von der Horvath bekommen. — Prä s.: Es entsteht demnach die Vermuthung, daß dieser Ring der Gräfin Chorinsky abgenommen wurde, nachdem sie mit dem Tode ausgerungen hatte. — Angekl.: Das soll die Horvath verantworten.

Im Uebrigen waren ihre Aussagen höchst einfüßig, und es war die Aufgabe des Staatsanwaltes, den Beweis zu führen, daß sie es war, welche in der Absicht die Gräfin zu vergiften, am 19. November nach München gereist, daß sie die geheimnißvolle Dame sei, welche in dem Hôtel zu den vier Jahreszeiten abgestiegen, die Gräfin Mathilde besucht und dieselbe todt verlassen habe. Alle diese Schuldmomente wurden durch die Aussagen der Quartierfrau der Gräfin, durch das Hôtelpersonal u. s. w. bis zur Evidenz erwiesen und am 25. April sprach der Präsident des Gerichtshofes, Landesgerichtsrath Giuliani folgendes Urtheil aus:

„Julie Ebergényi v. Telekes ist des vollbrachten Mordmordes nach den §§. 134 und 135 des Strafgesetzes, Punkt 1, als unmittelbare Thäterin schuldig und wird nach §. 136 des Strafgesetzes und im Hinblick auf die Bestimmung des §. 284 der Strafprozeß-Ordnung zur Strafe des schweren Kerkers in der Dauer von zwanzig Jahren verurtheilt. Diese Strafe wird nach dem Gesetze vom 15. November 1867 in Supplirung der entfallenden Eisenstrafe mit einer Woche Einzelhaft am Schlusse eines jeden Strafjahres verschärft.“

Während der ganzen viertägigen Schlußverhandlung war die Angeklagte zusammengebrochen. Als ihr ein Spiegel ihres Lebens vorgehalten wurde, als jene Briefe voll Liebesraferei vorgelesen und als ihre Conferenzen mit der Hebamme erwähnt wurden, bedeckte sie schamvoll und zerknirscht ihr Gesicht mit den Händen. Ihre Aussagen waren häufig vom Weinen unterbrochen, und sie bot während der ganzen Verhandlung das Bild einer reinigen, schuldbeladenen Seele.

Anders zeigte sich der Mitschuldige, Graf Gustav Chorinsky, gegen welchen die öffentliche Schlußverhandlung zwei Monate später, am 22. Juni vor dem Schwurgerichte in München begann. Nur die erste Zeit nach seiner Verhaftung gibt er sich der Verzweiflung hin und er schreibt in dieser Stimmung folgenden Brief an seinen Vater:

„28. Dezember.

„Mein einzig geliebter Vater! Um Gotteswillen flehe ich dich auf den Knien an, besonders, da du und die Mutter mich nach dem verfluchten München brachten, mache jetzt energische Schritte, daß ich erlöst werde, denn sonst kann ich noch verloren sein, ich will blos frei sein und nicht in's Elend gerathen, das überlebe ich nicht, und meinethalben, nur unserer Familie halber, bitte ich dich, mache du beim Kaiser, der das Recht hat, eine Untersuchung aufzuheben, Schritte, daß von der Person, die man beschuldigt, der Prozeß aufgehoben wird, sie soll des Landes verwiesen werden; nur daß ich frei werde um Gotteswillen, ich kann ja nicht fortleben, ich will auch Geistlicher werden, ich will fort aus Oesterreich, nur nicht geschändet; auf Knien flehe ich zu dir, daß diese Sache durch den Kaiser beendet wird, denn ich kann so nicht fortleben; ich beschwöre dich, so wahr ich dein Sohn bin, erlöse mich von hier, dem boshaften Neste der Welt; wenn ich so gefehlt hätte, so gebührt mir und unserem Namen Rückficht, ach rette mich, ich bete ohne Unterlaß, ich kniee vor dir und flehe zu dir.

Wenn sie frei wird, so muß ich es auch werden, nur deswegen flehe ich zu dir; vielleicht kann Edelsheim was thun, der ihre Familie gut kennt. Nur diesmal rette mich, mache mich

wenigstens frei; jeder Vater thäte es, wenn sein Sohn auch noch so gefehlt hätte. Ich beschwöre dich, mache Schritte beim Kaiser; ich werde dann nichts Anderes thun, als was du willst — aber nur der Kaiser kann jetzt etwas thun.“

Um dieselbe Zeit schreibt er auch an den Grafen Wilczek, er möge ihm Pistolen verschaffen; aber lange währte diese Stimmung nicht. Der Graf faßt wieder Hoffnungen und beschäftigt sich sehr angelegentlich mit seiner Carriere. Er knüpft auch aus der Untersuchungshaft die Correspondenz mit seiner Julie wieder an und empfängt von dieser gar rührende Briefe. In einem dieser Briefe, welchen die Julie bald nach ihrer Verurtheilung schreibt, heißt es:

„Zwei Nächte träume ich fort und fort von Dir — beim Erwachen fühle ich mich überaus selig, ja überaus selig — und wenn ich ganz zu mir komme und sehe, daß es nur ein Traum war, dann empfinde ich einen doppelten Schmerz, weil ich mich noch mehr zu Dir hingezogen fühle und die Unmöglichkeit, Dich wirklich bei mir zu haben — Dich zu sehen, mein Abgott, vor dem ich so eine große Achtung und Verehrung habe — mich peinlich drückt.

Indem ich Dir tausendmal das Beste wünsche, Dich unzählige tausend Male küsse und umarme, schließe ich mit dem vom Herzen kommenden heiligen Segen, mit der aufrichtigsten Versicherung, daß ich Dich, mein Alter, mein einziges sehr geliebtes Wesen, mein Stolz und meine Freude auf dieser Welt, über Alles vergöttere, hochachte und schätze, wie nur der von der ganzen Welt anerkannte Mann es verdient.“

Die Achtung, von welcher die Ebergényi ihren Gustav versichert, ist eine gegenseitige, denn auch er achtet seine Julie und wird wüthend, so oft der Staatsanwalt oder sein Verteidiger Dr. Schauf in der Schlußverhandlung die Sittenlosigkeit derselben erwähnt. Diese Schlußverhandlung war überhaupt reich an interessanten Momenten. Die interessanteste Figur in derselben war jedoch der Angeklagte. Seine Bekanntschaft mit Mathilde Rueff erzählte er am ersten Verhandlungstage folgendermaßen:

Als ich im Jahre 1860 von Agram nach Linz versetzt wurde, bemerkte ich daselbst in der Loge eine Dame, die mich an-

schaute und die mir gefiel auch auf der Bühne. Man sagte mir, sie wolle mich kennen lernen und wirklich kamen wir bald bei dem Schauspieler Kupfer-Komarski zusammen, wo wir näher bekannt wurden. Da es von Seite des Obersten verboten war, in Uniform mit Schauspielerinnen zu verkehren, kamen wir immer nur da zusammen, und ich erinnere mich, daß ich diese Dame einmal nach einem Gelage, bei welchem viel Maitrank getrunken wurde, in ein Nebengemach begleitete, wo sie sich mir überließ. Ob sie eine Unschuld war, daran erinnere ich mich nicht mehr. Später entdeckte sie mir alle ihre Familiengeheimnisse, sagte sie sei eine von Ruess, ihre Mutter eine geborne Wittrowski, daß sie Vermögen besitze u. s. w. Ich konnte sie in Oesterreich als Offizier natürlich nicht heiraten.

Präs.: Es kommt doch vor, daß Sie ihr die Vermählung zugesagt hatten? — Angekl. (lächelnd): Das sagte sie; übrigens habe ich das vielen anderen Frauenzimmern, die mir gefallen haben, öfters gesagt, das ist schon so und das thun Andere auch. (Heiterkeit.)

Der Angeklagte erzählt sonach in weitschweifiger Weise seine uns bereits bekannte Biografie aus jeder Periode und wie er durch Schulden, in die er durch seine nachherige Gattin, die Ermordete, gerieth, dahin kam, zu quittiren und in die päpstliche Armee einzutreten.

Präs.: Wann hat Ihre Vermählung stattgefunden? — Angekl.: Dieselbe fand in Rom statt, nachdem die Erlaubniß hiezu von den päpstlichen Behörden erwirkt worden war; allein schon nach den ersten acht Tagen bemerkte ich, daß meine Frau übel ausdünste und daß ich mit ihr nicht leben kann.

Präs.: Wie kommt es, daß Sie diese Entdeckung erst so spät machten? — Angekl.: Das erklärt sich daraus, weil wir uns später des Abends länger als früher zusammen aufhielten, wo sie in einer Weise ausdünstete, daß ich es nicht aushalten konnte, was ich früher am Tage nicht merkte.

Präs.: Waren sonst keine Gründe Ihrer Abneigung? — Angekl.: Sie war auch zänkisch.

Präs.: Sie sollen auch durch Betrug dazu veranlaßt worden sein? — Angekl.: Insofern als sie mir früher sagte, sie besäße Vermögen, was sie unter Ehrenwort betheuerte.

Präs.: Es liegen auch Briefe von Ihnen vor, welche darthun, daß Sie Ihre Frau nicht gezwungen, sondern freiwillig zum Traualtare geführt haben. — Angekl.: Das ist möglich; doch geschah dies zu einer Zeit, wo ich alles das, was ich von ihr später erfuhr, noch nicht wußte, daß sie bereits vor mir ein Verhältniß gehabt hatte, nicht von Adel sei, daß ihre Mutter in schlechtem Rufe stehe, kein Vermögen besitze u. s. w. Alles dies hatte mich schrecklich empört.

Der Präsident verliest zur Konstatirung obiger Thatfachen einige Briefe des Grafen Chorinsky an die damalige Schauspielerin Mathilde Kueff, welche in demselben widerwärtigen Styl gehalten sind, wie die Korrespondenz zwischen ihm und Ebergényi; derselbe Abgang, dieselbe Frivolität, derselbe Eynismus, gepaart so wie dort mit Ueberschwenglichkeiten, wie: „Mein Schutzgeist!“ „Mein Engel!“ „Meine Gottheit! Ohne dich werde ich zum Selbstmörder“ und ähnliche Phrasen mehr.

Präs.: Haben Sie diese Briefe geschrieben? — Angekl.: Ja. — Präs.: Es kommt auch vor, daß Sie ein Verhältniß mit einer Baronin Schweigert hatten? — Angekl.: Ja; sie war Stiftdame in Brünn, ich pflegte sie zu besuchen und habe sie nicht ungeru gehabt.

Präs.: Auch eine Marie Gottowj sollen Sie geliebt haben. Angekl.: Dieses Verhältniß dauerte von 1863 bis Anfang 1867. — Präs.: Wie kommt es dann, daß Sie noch im November 1867 an diese Frau so zärtliche Briefe schrieben? — Angekl. (lächelnd): Das ist ganz einfach; ich war ihr noch 100 fl. schuldig und wollte das Verhältniß erst nach Abzahlung der Schuld vollends brechen.

Von den Zeugenausagen des ersten Verhandlungstages ist am charakteristischesten jene von dem Freunde der verstorbenen Gräfin, des Erziehers Mikulitsch.

Albert Mikulitsch hat die Gräfin 1865 kennen gelernt, stand zu ihr in intimen Beziehungen und weiß aus dem Munde der Ermordeten, daß sie mit Abscheu von ihrem Manne sprach, weil er ihr rief, ihre Reize zu verwerthen, von der Prostitution zu leben.

Chorinsky (einfallend): Wo habe ich das gesagt? — Zeuge: In Brünn sagten Sie das.

Dr. Schauf: Wie sprach sich die Gräfin sonst noch über den Charakter des Grafen aus? — Zeuge: Sie sagte, manchmal rappelt es bei ihm.

Dr. Schauf: Ist Ihnen bekannt, daß die Gräfin einen üblen Geruch, einen, wie Graf Chorinsky sagt, „Juden-Geruch“ ausdünstete? — Zeuge: Das ist eine freche Lüge.

Dr. Schauf: Mir ist das wichtig, denn Graf Chorinsky führt an, er habe deshalb sein Weib verlassen. — Zeuge: Das ist eine freche Lüge, das wiederhole ich. (Bewegung. Graf Chorinsky ist wüthend und brummt unverständlich vor sich hin.)

Die übrigen Zeugen konstatiren die Anwesenheit der Ebergényi in München, den Besuch derselben bei der Gräfin, den verträglichen Charakter des Opfers, das sanfte Gemüth derselben u. s. w.

Am zweiten Verhandlungstag wird Zeugin Klara Steinlechner aus Wien eidlich vernommen und gibt an, Julie Ebergényi habe im Hause, welches auch sie (Zeugin) bewohne, durch neun Monate gewohnt. Anfangs, und zwar am 1. März habe sie bei der Zeugin gewohnt; sie habe ihr jedoch schon nach zwei Tagen gekündet, weil sie zu viel Männer, Herren vom Zivill und Militär, empfangen habe, einen unmoralischen Lebenswandel führte.

Graf Chorinsky fällt wüthend ein und sagt: „Ich kann das nicht glauben, das ist durchaus nicht wahr; ich habe sie gekannt, geliebt, geliebt über Alles; sie ist eine vortreffliche Person, eine ehrliche, unschuldige Person; das kann ich beschwören; sie ist unschuldig.“

Zeugin: Ich kann nur sagen, was ich selbst wahrgenommen habe. — Graf Chorinsky: Nein, nein, meine Julie ist unschuldig.

Au diesem Tage beginnt auch die Vernehmung jener Zeugen, welche der Bertheidiger Dr. Schauf vorladen ließ, um die Unzurechnungsfähigkeit seines Klienten zu beweisen. Der erste dieser Zeugen ist Kampacher, derselbe Kampacher, welcher die Schachtel kandirten Obstes von Brüm aus auf die Post gab, derselbe, welcher nach München geschickt wurde, um sich von dem Tode des Opfers Gewißheit zu verschaffen. Dieser Zeuge weiß plötzlich in München zu erzählen, daß er den Grafen Chorinsky für einen kompletten Narren gehalten habe, während er bei seiner Vernehmung in Wien

hiervon kein Sterbenswörtchen verlauten ließ. Unter fortwährendem Protest von Seite des Angeklagten entwickelt der Zeuge, warum er den Grafen für verrückt halte und spricht seine Ansicht, die jedoch von dem Gerichtshof wenig respektirt wird, dahin aus, daß die Ebergényi die erste Anregung zum Morde gegeben habe. In demselben Sinne ist die Aussage der nächsten Zeugin, Marie Gottow, gehalten. Dieselbe, Witwe eines auf dem Gute Wesseln, Herrschaft des Grafen Chorinsky, seinerzeit bedienstet gewesenen Wirthschaftsbeamten, erzählt, sie habe 1863, bei Lebzeiten ihres Mannes und obwohl sie wußte, der Angeklagte sei verheiratet, mit demselben ein auf Liebe begründetes Verhältniß begonnen, welches bis Juli 1867 fortgedauert hat. Anfangs hatte er sie täglich zweimal besucht, später war er nur einmal gekommen.

Präs.: Hiel Ihnen das nicht auf? — Zeugin: Wohl, aber ich erfuhr keinen Grund.

Präs.: Er war Ihnen auch schuldig? — Zeugin: Ja, aber ich bin im Februar d. J. bezahlt worden. — Präs.: Früher sagten Sie, das Verhältniß habe bis October gedauert. — Zeugin: Zuletzt war das Verhältniß bloß ein freundschaftliches. — Präs.: Was ist Ihnen über die Gemüthsstimmung des Grafen bekannt? — Zeugin: Er war aufgeregt, in der Liebe und in andern Dingen leidenschaftlich, eifersüchtig; manchmal benahm er sich wie verrückt. — Präs.: In diesem Punkte haben Sie in Ihren am 11. Jänner d. J. bei dem Landesgerichte gemachten Depositionen anders ausgesagt. Sie sagten (der Präsident lies): „Ueber Störung des Geistes habe ich nicht das Geringste wahrgenommen.“ Wie kommen Sie dazu, heute eine andere Aussage zu machen, als in der Untersuchung? — Zeugin: Weil ich mich damals an einzelne Szenen nicht so erinnerte.

Präs.: Es ist dies nicht wahrscheinlich und ich erinnere Sie, daß Sie unter dem Bande des abgelegten Eides aussagen. Ist Ihnen vielleicht etwas versprochen worden? — Zeugin: Bei Gott, nichts ist mir versprochen worden.

Präs.: Welche Ihrer Angaben ist schließlich die richtige? — Zeugin: Die heutige. — Präs.: Was bestimmt Sie, den Grafen für verrückt zu halten? — Zeugin: Die Szenen, die er

aufgeführt hat. Wenn er eifersüchtig war, hat er sich mit den Nägeln die Brust zerkratzt, er muß noch die Wunden auf der Brust haben. Hier sind auch seine Nägel. (Sie legt ein Paket mit Nägeln vor, welche die Gerichtsärzte übernehmen.) Er hat, wenn er aufgereggt war, die Kleider, welche ich anhatte, nicht sehen können und gesagt, dieses Kleid mache ihn konfus. Er hat die Blumen am Kleide und an der Tapete, wenn er aufgereggt war, oft stundenlang abgezählt, wo sie anfangen und aufhören.

Vertheidiger: Ist Ihnen erinnerlich, daß sich der Graf in die Brust gestochen hat? — Zeugin: Ja, mit einer Scheere. — Chorinsky springt auf und sagt: „Das ist nicht wahr, ich bin nicht verrückt, habe mich niemals, auch Niemand Anderen, gestochen.“ Er haut auf den Tisch, schreit: „Nein, nein, das kann ich nicht gelten lassen.“

Vertheidiger: Schweigen Sie. — Angekl.: Nein, ich schweige nicht (springt voll Erregung auf).

Gerichtsarzt (zum Angeklagten): Man pflegt Haare zum Andenken zu geben, wie kommt es, daß Sie der Julie und auch der Gottowj Nägel zum Andenken gaben? — Angekl.: Haare bedeuten Unglück.

Gerichtsarzt: Also Nägel Glück? — Angekl.: Ja.

Präf.: Angeklagter, jetzt frage ich Sie, ob Sie gegen die Aussagen dieser Zeugin etwas einzuwenden haben? — Chorinsky (mit gesteigertem Affekt): Ich bin ihr noch immer gut; sie hat mir viele Gefälligkeiten erwiesen, wofür ich ihr dankbar bin. Ich war wohl aufgereggt, aber ich bin kein Narr und habe weder ihr noch mir je etwas zu Leide gethan.

Der Gefangenenaufseher Joseph Kettenberger, ein 72jähriger Mann, welcher seit 25 Jahren in der Frohnfeste Dienste versteht und dem Grafen Chorinsky zugetheilt war, wird in Eid genommen und um seine Wahrnehmungen befragt. Er sagt: Am 26. November v. J. wurde mir der Herr Graf durch die Polizei übergeben; ich habe ihn fast ausschließlich täglich zwei bis drei Stunden spazieren geführt. Etwa vierzehn Tage, nachdem er bei uns war, versuchte er durch den Gehilfen Wilhelm, dann durch den Gehilfen Raudel Briefe herauszubefördern, die ich übernehmen, mir geben ließ und dem

Untersuchungsrichter zustellte. Der Herr Graf war äußerst erregbar; jede Kleinigkeit brachte ihn in Affekt, der geringste eingebildete Verdacht versetzte ihn in Aufregung, in Wuth. Doch war er stets wieder bald beruhigt, bat mich dann um Vergebung, weinte dabei und gerieth noch während des Weinens wieder in Ekstase. Wenn beispielsweise das Essen nicht zur gehörigen Zeit kam oder sonst ein eingebildetes Bedürfniß nicht befriedigt wurde, gerieth er in Wuth; ich belehrte ihn, daß er sich in Haft befinde und daß hier vor Allem Genügsamkeit erforderlich sei; er brach in Thränen aus und bat, ich möge ihm verzeihen.

Präs.: Ist Ihnen erinnerlich, daß der Angeklagte auch Anfälle hatte, die auf einen krankhaften Zustand schließen lassen? — Zeuge: Eines Abends wurde ich geweckt und in seine Zelle geführt, er lag auf dem Bette in fieberhafter Aufregung, er machte Zuckungen und litt an Brustkrampf; ich hatte nicht schnell genug einen Arzt zur Hand, wendete Hausmittel an und beruhigte ihn allmählig. Er soll öfter kleinere Anfälle gehabt haben, geschlafen hat er nie oder äußerst wenig. Er benahm sich oft wie ein kleines Kind. So erinnere ich mich, daß er einmal unversehens eine Flasche gebrochen hatte und darüber in eine furchtbare Angst gerieth. Ich sagte ihm, das mache nichts, eine Flasche koste nur 18 kr.; das lasse sich leicht repariren; er sprang vor Freuden wieder auf, umarmte mich und war wie ausgewechselt. Am heitersten war er, wenn er Briefe von der Julie erhielt, da hat er mir zugejubelt und förmlich geraßt. Seitdem er durch seinen Bruder Kenntniß von dem über Julie Ebergényi erklossenen Urtheile erhalten hatte (der Brief war ihm einige Tage nach dem Urtheile zugekommen), schien er mir ruhiger geworden zu sein.

Der bairische Untersuchungsrichter Josef Friedrich Gaiger erzählte von dem Angeklagten Folgendes:

Zur Zeit, wo mit Genehmigung der Wiener und Münchener Untersuchungsgerichte zwischen ihm und Julie Ebergényi eine Korrespondenz gestattet war, schrieb er Briefe, welche volle zwanzig Quartseiten beschrieben zeigten, und in jedem der Briefe findet sich dieselbe überschwengliche Leidenschaftlichkeit. Auffallend war mir auch sein starrer Blick. Interessant über das Verhältniß zu Julie und ein Beleg für die Leidenschaft, mit welcher er ihr zugethan, ist folgende Episode:

Der Graf verlangte von seinen Eltern die feierliche Erklärung, sich einer Verheirathung mit Julie nicht zu widersetzen, wenn dieselbe wieder in Freiheit gesetzt ist. Die Eltern verweigerten diese Bewilligung, und Gustav hat sich indiskret und undankbar gegen seine Familie ausgesprochen, mit derselben förmlich gebrochen. Er hatte sich, seitdem er hier war, den Nagel des kleinen Fingers wachsen lassen, und kam an mich mit dem Ersuchen heran, ich möge ihm gestatten, diesen Nagel der Julie zu senden. Alle meine Vorstellungen halfen nichts, und selbst der Umstand, daß ich ihn belehrte, er würde sich, wenn dies in die Oeffentlichkeit gelange, nur lächerlich machen, brachte ihn von seinem Vorhaben nicht ab.

Gräfin Clotilde Stom m, Ehrenstiftsdame in Brünn, welche 1863 in Brünn die Bekanntschaft des Grafen Gustav Chorinsky machte, sagt mit Rührung und Emphase: „Er hat das beste Gemüth, das beste Herz; er hat besonders für die Liebe ein empfängliches Herz; er schreibt Briefe, 24 Seiten stark, legt Blumen, ja ganze Bouquets hinein. Er warf in das Zimmer seiner Geliebten immer Blumen.“

Prä s.: Was ist Ihnen von seinem Gemüths- und Geisteszustand bekannt? — Zeugin: Als das Verhältniß gelöst wurde, bekam er Konvulsionen, Krämpfe, nervöse Zuckungen. — Prä s.: Warum wurde das Verhältniß abgebrochen? — Zeugin: Er hatte ein Verhältniß mit einer Stiftsdame; den Namen werde ich aus Diskretion nicht nennen; dieses Verhältniß wurde abgebrochen, weil es die Oberin nicht dulden wollte.

Prä s.: Ist Ihnen sonst noch was erinnerlich, was für die Beurtheilung des Angeklagten maßgebend sein könnte? — Zeugin: Ja; er sendete der von ihm geliebten Stiftsdame Haare von seinem Schnurbarte, Nägel, begehrte ihren Schlafrock, und nachdem ihm dieser Wunsch nicht erfüllt wurde, verschaffte er sich ein Stück vom Kleide der Geliebten, ihren Schuh; diese Gegenstände bewahrte er und trug sie am Herzen. (Heiterkeit.)

Allen diesen Zeugenaussagen gegenüber hatte der Angeklagte, wenn auch nicht seine Ruhe, doch eine gewisse zuversichtliche Impertinenz bewahrt. Erst als am dritten Verhandlungstage das Tagebuch seiner gemordeten Gattin verlesen wurde, als er vernahm, mit welcher Liebe die Verstorbene seiner gedacht hatte, da verließ ihn seine

Zuversicht und die ersten Regungen der Scham brachen hervor. Auch seine Briefe an die Gattin vernahm er nicht ohne vor diesem Spiegelbild seiner egoistischen Natur zu erröthen. In Einem derselben, kurz nach der Hochzeit geschrieben, heißt es:

„Unsere Verbindung ist unser beiderseitiges Unglück; wir können nicht zusammen leben, du kannst wieder zum Theater gehen. Tief, tief bin ich gesunken, daran bist du schuld. Ich werde dich nie zu mir nehmen, die Heirat hat mich elend gemacht. Dir kann geholfen werden und auch mir, lasse dich von mir scheiden; du kannst in's Kloster der englischen Damen gehen oder protestantisch werden und in Preußen einen alten reichen Mann heiraten. Ich muß frei werden, meine Lage ist schrecklich; das ist das letzte Geld, welches ich dir sende, für ewig das letzte Geld. Wenn du Geld brauchst, borge dir bei Mathieu aus, spiegle ihm vor, daß ich krank bin, daß du es ihm von Berlin schicken wirst. Mathilde, dieses Elend sah ich vor vier Monaten, als ich dich heiratete, nicht voraus; wenn du von mir geschieden sein wirst, wirst du neu aufleben; für das Kloster bist du zu jung und zu lebenslustig, es ist am besten, du heiratest einen alten Protestanten. Verbrenne diesen Brief, wie ich die deinigen verbrenne. Ich bete für dich. Gustav. Brünn 18./5.“ Adressirt nach Nancy.“ Weiters werden folgende Stellen verlesen:

„22. Mai. Mich kann nur eine reiche Heirat aus der Verzweiflung retten; lasse dich von mir scheiden, ich heirate eine alte Jüdin und es wird auch dir geholfen sein.

28. Mai. Ich finde als Zivil keine Stelle. Du bist mein böser Dämon. Hab' Dank für deine Liebe. Vergiß mich; ich könnte, wenn ich denke, wie elend du mich gemacht hast, was du mir angethan mit dieser Heirat, dir nie in's Gesicht sehen.

8. Juni. Wir müssen geschieden werden; von uns ist Eines zu viel, muß beseitigt werden. In amerikanische Dienste kann ein Aristokrat nicht eintreten, da gehe ich eher nach Rußland, nach der Schweiz betteln. Wenn ich geschieden bin, kann ich als Oberlieutenant eintreten, sonst als Gemeiner; ich bin durch dich elender wie ein Hund; wollte mich schon oft erschießen; vielleicht werde ich Protestant und mache eine reiche Heirat, dann ist dir auch geholfen. Darum nur Scheidung, damit uns Beiden geholfen wird.

13. Juni. Es geht nicht länger. Unser Elend ist zu groß, wird immer größer, wir müssen uns scheiden lassen.

19. Juni. Ich habe den dummen Streich gemacht, dir Wort zu halten, ich habe dich nie wahrhaft geliebt, dränge dich mir nicht länger auf, ich sende dir ein Scheidungsformular, sende mir dasselbe ausgefüllt zurück, damit uns Beiden geholfen ist. Ich will befreit sein, nichts mehr hören von dir. Ich bin verflucht und muß mich wegen dieser Heirat schämen, Alles wendet sich von mir ab, weil ich Eine vom Theater geheiratet habe.

10. Juli. Du erschrickst mich fortwährend mit deinen Briefen. Dein Zahnweh wird schon aufhören, ich kenne deine gesunde Natur; Geld habe ich keines.

15. Juli. Nach reiflicher Ueberlegung theile ich Ihnen mit, daß ich mich mit dem „Sie“ an „Sie“ wende; das „Du“ kann nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist, nicht mehr angewendet werden. Wären Sie nicht nach Brünn gekommen, und hätten sich bei uns eingedrängt, wir würden uns wieder haben vereinen können; jetzt nie, nie. Ich habe Ihnen längst gesagt, daß ich die Stunde segne, in der ich aus Ihrer Nähe gekommen. Ich kann nichts thun, auch mein Vater nicht; ich kenne das. Wozu mich das Gesetz verpflichtet, das werde ich thun, mehr nicht.

Folgt die Antwort Mathildens auf den letzten Brief, in welchem sie die Anschuldigung der Zudringlichkeit zurückweist und beklagt, einem Manne ihre Jugend geopfert zu haben, der sie jetzt nicht mehr des „Du“ würdig hält.

Es werden auch drei Konduittlisten über den Grafen Gustav Chorinsky verlesen. Die erste aus der ersten Militärdienstzeit, gefertigt vom Erzherzog Heinrich, ist die ungünstigste. Sie bezeichnet Gustav Chorinsky als „heiteren Gemüthes, leichtsinnig, Schwäxer, von wenig Ehrgefühl, Lügner, ohne außergewöhnliche Fähigkeiten, von gewöhnlicher Schulbildung, als einen Schuldenmacher, guten Schwimmer, sehr ehrethätig aber nicht offen nach Oben, gefällig und zuvorkommend gegen Seinesgleichen, aber wegen seines Betragens nicht angesehen. Gegen Untergebene barsch und dann wieder zu herablassend, inclinirt zu liederlichen Bekanntschaften, leichtsinnig in der Wahl seiner Umgebung, keine Aussicht auf Beförderung.“

Chorinsky hört diese Konduittliste unter sichtlichen Zeichen der Scham.

Die zweite, vom 1. Juli 1859 gefertigte Konduittliste spricht sich kurz, aber günstiger aus.

In der dritten, vom 1. Mai 1866 ausgefertigten Konduittliste wird ihm ein belobendes Zeugniß ausgefertigt; es heißt: „Spricht Deutsch, Französisch, Italienisch, Polnisch und Böhmisches, ein gebildeter Offizier, tapfer, unternehmend, mit vielem Eifer gefochten und hat in Italien, in Rom und bei Königgrätz Dekoration, zuletzt das goldene Verdienstkreuz (hier liest der Richter: mit M. D.; Chorinsky einfallend: „Militär-Dekoration“) erhalten, wurde wiederholt blessirt und ist dem Generalstab, Abtheilung für Eisenbahnen und Dampfschiffe, zugetheilt.“

Ueber seine Verwendung im Bureau wird gesagt, daß er fleißig und befähigt sich verwenden ließ und daß gegen seine Verwendung keine Beschwerde vorliegt.

Am vierten Verhandlungstag begann der Kampf der fünf Sachverständigen über die Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten. Das Gutachten des Münchner Gerichtsarztes Dr. Martin faßt der Letztere in folgenden Worten zusammen:

Undenkbar scheint es, daß der zur fraglichen Zeit körperlich wie geistig ganz gesunde Graf Chorinsky nicht in zurechnungsfähigem Zustande sollte gehandelt haben, als er monatelang die verschiedensten Pläne schmiedete und wohlausgedachte Vorbereitungen dazu traf, wie er seiner verhassten Gemalin, deren Existenz einem jeden neuen Ehebündnisse desselben hindernd im Wege stand, sich entledigen könnte, ohne doch gleichzeitig seine Heirats-Kautions, sowie seine Stellung in der österreichischen Armee opfern zu müssen. Erwüthet sei hiebei unter Anderem nur an die Art, wie er sich die Adresse der Ermordeten dahier verschaffte; an die vorbereitende Uebersendung einer Schachtel mit verzuckerten Früchten an dieselbe nach Reichenhall; an die Bemühungen, in den Besitz von Gift und von ihm ergebene Leuten zu gelangen, an die Beschaffung bairischen Geldes und zweier Paßkarten für die Ebergényi behufs der Reise nach München, an die Aufbringung eines Empfehlungsbriefes zum Zwecke der Einführung der Ebergényi bei der Gräfin Mathilde Chorinsky; an die Briefe,

welche er während der Letzteren Anwesenheit in München an selbe niedergeschrieben hat und welche die größte Besorgniß enthalten, es könnte der Geliebten die gemeinsam beschlossene That mißlingen oder selbe im letzten Augenblicke vor derselben zurückschrecken; an die Sendung des Kampacher nach München; an die Beredung der Ebergényi zum Versuche eines Alibi u. A. m. — lauter Handlungen, welche eine ganz ruhige Ueberlegung, einen bestimmten Vorsatz, sowie eine planmäßige Durchführung desselben zur Genüge erkennen lassen.

Nach solchen Voraussetzungen muß somit der Unterfertigte sich gutachtlich dahin aussprechen, daß des Grafen Chorinsky Zurechnungsfähigkeit weder im Allgemeinen noch insbesondere bezüglich auf den Gegenstand der betreffenden Anklage von gerichtsarztlicher Seite angezweifelt werden kann, da demselben zu der in Rede stehenden Zeit weder die Fähigkeit der Selbstbestimmung noch die zur Erkenntniß der Strafbarkeit seiner Handlungen nöthige Urtheilskraft mangelte, auch nicht angenommen werden kann, daß eine oder die andere von beiden Fähigkeiten bei demselben um diese Zeit gemindert gewesen sei.

Der Direktor der Münchner Irrenanstalt, Solbrig, fällt über den Angeklagten ein ähnliches Urtheil. Er sagt:

Die Briefe aus den verschiedenen Perioden, insbesondere die in der Zeit der Krisis geschriebenen, lassen weder in Form noch in Inhalt eine Geistesstörung erkennen; sie sind immer lebhaft, Form und Inhalt der Situation angemessen. Die Liebesbriefe, einer wie der andere, sind voll von jener Ueberschwenglichkeit, wie sie bei Offizieren, insbesondere bei österreichischen Offizieren vom Stande des Angeklagten, nur zu oft vorkommen. Der Vater der Ebergényi schreibt seiner Tochter: „Ich bin glücklich über deine Wahl“, und Julie Ebergényi, welche gewiß keine phantastische Person war, hat bei ihm auch nichts von einer Geistesstörung erkannt; wenigstens ist das aus nichts zu erschließen. Während nun die Liebesbriefe die gewöhnliche Komödie enthalten, ist seine sonstige Korrespondenz eindringlich, z. B. da, wo er von seiner Frau die Scheidung begehrt und die verschiedensten Tonarten anschlägt. Anfangs appellirt er an ihre Vernunft, dann schmeichelt er, dann wird er grob und endlich herzlos roh. Er ist kein großer Geist, aber auch kein Schwachkopf, das beweisen die Menge Auskunftsmittel und Rathschläge; sie

zeigen von Raffinement, wozu Verstand erforderlich ist. Ein dummer Mensch spricht nicht mehrere Sprachen, besitzt nicht eine solche Fertigkeit im Zeichnen, wie die von ihm gezeichnete Karrikatur beweist. Er ist humoristisch in der Erfindung — eine Gabe, welche den Wienern eigen ist.

Ein Blick in die Correspondenz jener Zeit, wo die traurige That spielt, zeigt es nicht ein Benehmen ganz wie das eines italienischen Bravo, der zur Madonna betet, damit der Mord gelinge?

Er ist nicht apathisch und nicht blöd und äußerte selbst, er habe sich als Soldat gewöhnt, dem Tod in's Auge zu sehen. Alle diese Beobachtungen bieten keinen Anhaltspunkt dafür, die Zurechnungsfähigkeit in Frage zu stellen; eine Geistesstörung habe ich an ihm durchaus nicht wahrgenommen, er ist und war vollständig in der Lage, die Tragweite und Folgen seiner Handlungsweise zu berechnen, und wenn er vom juristischen Standpunkte der That, der er angeklagt ist, überwiesen wird, gibt es, da er nicht einmal im Affekt gehandelt keinen Ausschließungsgrund der Zurechnungsfähigkeit. Ich gelange daher zu dem Schlusse, daß er als vollkommen zurechnungsfähig zu erkennen ist.

Dr. Gudden schließt sich den Ausführungen Solbrig's an und sagt, er wolle dem Urtheile der Geschwornen nicht vorgreifen, wenn diese jedoch den Grafen Gustav Chorinsky der Theilnahme am Morde schuldig finden sollten, dann könne auch an ihm die gesetzliche Strafe vollzogen werden, denn er sei für die Handlung, welche ihm zur Last gelegt, vollkommen zurechnungsfähig.

Abweichend von diesem Urtheil sprechen sich die zwei anderen Sachverständigen aus. Professor Morel erklärt: Es sind Abnormitäten, die in der Familie liegen, und der Angeklagte gehört jener großen Familie Geisteskranker an, die eine pathologische Zusammengehörigkeit hat, und ich bin überzeugt, so wie ich die Krankheitserscheinungen des Angeklagten beurtheile, wird er in zwei bis drei Jahren epileptisch oder paralytisch sein.

Und Irrenhaus-Director Mayer sagt: Studien und Erfahrungen bringen mich, soweit menschliches Wissen reichen kann, zu dem Schlusse, Gustav Chorinsky hat ein krankhaftes Nervensystem und be-

findet sich in einem Zustande, der ihn von der Zurechnungsfähigkeit ausschließt; ich finde ihn gänzlich unzurechnungsfähig.

Am 27. Juni, d. i. am fünften und letzten Tage der Schwurgerichtsverhandlung schritt der Staatsanwalt zur Begründung der Anklage.

Der Staatsanwalt führt alle Momente der Vorbereitung und Ausführung des Verbrechens aus, um zu zeigen, daß das Verbrechen längst zwischen Chorinsky und Ebergényi verabredet und von der Letzteren ausgeführt wurde. Die Staatsbehörde hält nur für zweifelhaft, ob die Vergiftung durch Thee oder durch Wein stattfand; aber es sei vollkommen dargethan, daß die Vergiftung durch Wein oder Thee durch die Ebergényi in Folge Verabredung mit Chorinsky erfolgte.

Als besonders den Beweis der Schuld liefernd, bezeichnet die Staatsbehörde die Briefe, welche Chorinsky vom 19. bis 22. November an die Ebergényi nach München schrieb; diese Briefe zeigen, daß Chorinsky volle Kenntniß von der Ausführung des Verbrechens im Voraus hatte. Noch deutlicher zeige sich die Schuld aus den Briefen des Angeklagten aus dem Gefängnisse an seinen Vater u. s. w., in welchen er verzweiflungsvoll um Hilfe bittet.

Aus der Anklageacte gehe die Annahme hervor, daß auch Chorinsky mitschuldig gewesen. Wenn auch kein directer Beweis vorliege, so ergeben dies doch die Schlussfolgerungen der vorliegenden Thatfachen. Der Angeklagte habe bei allen Vorbereitungen die Hauptrolle gespielt. Der Tod der Gattin ist das einzige Mittel gewesen, um zu einer Heirat mit der Ebergényi zu gelangen, und wenn der Angeklagte früher seiner Gattin angerathen habe, sich selbst zu entleiben, so sei von da nicht weit dazu, sie ermorden zu lassen. Chorinsky sei ein Mensch von sehr roher Selbstsucht, während die Gemordete trotz ihrer Schwächen edlen und liebevollen Charakters gewesen; der Angeklagte sei nicht adeliger, sondern niedriger Gesinnung, die sich namentlich in dem Briefe an seine Gattin vom 13. Juni 1862 ausspricht und aus welchem sich annehmen läßt, daß derselbe zu Allem fähig wäre. Nur Chorinsky könne der Urheber des Verbrechens sein. Die Frage, ob der Angeklagte sich der Rechtswidrigkeit seiner That bewußt war, bejaht der Staatsanwalt.

Er hält die Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten außer allem Zweifel. Wer so zu urtheilen vermag, wie der Angeklagte, der sei nicht unzurechnungsfähig. Die Staatsbehörde nehme daher die volle Verantwortung des Grafen Chorinsky für die Urheberchaft des Mordes an seiner Gattin in Anspruch. Hiemit schloß die Rede des Staatsanwalts nach einer fast vierthalbstündigen Dauer.

Der Bertheidiger Dr. v. Schauf schildert im Eingange seiner Rede die betheiligten Personen des traurigen Dramas. Bei der Schilderung der Ebergényi springt der Angeklagte auf, um zu widersprechen. Der Bertheidiger sagt: „Schweigen Sie! Sie bedürfen des Arztes und diese Stelle übernehme ich.“ Der Angeklagte unterbricht aber nochmals seinen Bertheidiger, ja er verlangt vom Präsidenten, daß er dem Redner verbiete, die Ebergényi zu lätern, so daß der Präsident erklärt, daß er den Angeklagten, falls er sich nicht ruhig verhalte, aus dem Saale entfernen lassen würde. Der Bertheidiger hob nun aus der Verhandlung, besonders aus den Zeugenaussagen Alles hervor, was für die behauptete Unzurechnungsfähigkeit des Angeklagten spricht oder zu sprechen scheint.

Der Angeklagte verhält sich, nachdem er anfangs über die Beweisführung des Bertheidigers, er sei unzurechnungsfähig, mehrmals heftig aufgeföhren, schließlich apathisch.

Auf die Frage des Präsidenten erklärt der Angeklagte, er habe nichts mehr anzuföhren, worauf der Präsident zum Schlußresumé schreitet.

Der Präsident übergibt den Geschwornen folgende drei Fragen zur Beantwortung:

1. Ist Graf Gustav Chorinsky der Theilnahme am Morde seiner Gattin, der Gräfin Mathilde Chorinsky, verübt durch Julie Ebergényi, schuldig, dadurch, daß er Rath zur Verübung des Verbrechens ertheilt und dazu besonders durch Eheversprechungen angeeifert hat?

oder 2. Ist Graf Gustav Chorinsky des Verbrechens der Theilnahme am Morde durch Begünstigung schuldig?

und (auf Antrag des Bertheidigers) 3. befand sich der Angeklagte zur Zeit der verbrecherischen That im Zustande geminderter Zurechnungsfähigkeit?

Um 1 Uhr 35 Minuten kehrten die Geschwornen mit dem Verdict in den Gerichtssaal zurück.

Der Obmann, Kaufmann Barbarino aus München, wendet sich an den Präsidenten und verkündigt unter feierlicher Stille Folgendes: Auf Ehre und Gewissen, der Wahrspruch der Geschwornen ist folgender: Erste Frage: Nein (Sensation); zweite Frage: Ja; dritte Frage: Nein.

Die zweite Frage lautet wörtlich: Ist der Angeklagte Gustav Graf Chorinsky-Ledske schuldig, das Verbrechen der Theilnahme an einem Verbrechen des Mordes dadurch begangen zu haben, daß er in dem überlegten Entschlusse, die von seiner Geliebten, der ehemaligen Stiftsdame Julie Ebergényi, bereits beschlossene Ermordung seiner dahier in der Amalienstraße Nr. 12 wohnenden Gattin Mathilde zu unterstützen, der Ebergényi von Beginn der Ausführung dieser That Belehrung über die Art und Weise der Vollbringung derselben ertheilt und die Ebergényi mehrfach, insbesondere durch Ermittlung und Bekanntschaft der Wohnung seiner Gattin, durch Beschaffung falscher Reisepässe, Behändigung eines Empfehlungsbriefes, Einwechslung süddeutscher Münze zum Reisezwecke, Bezeichnung hiesiger Gasthöfe, Herbeiholung eines Wagens zum Westbahnhofe, Ertheilung vorheriger Rathschläge und die Zusicherung der Thatverheimlichung und der Verschaffung eines Alibi-Beweises vorsätzlich und rechtswidrig unterstützt, gefördert und ihr Hilfe geleistet hat?

Damit ist Gustav Graf Chorinsky des Verbrechens der Theilnahme am Verbrechen des Mordes durch Begünstigung schuldig erklärt, ohne das Vorhandensein einer geminderten Zurechnungsfähigkeit anzunehmen.

Die Verkündigung dieses Verdictes macht auf die Zuhörer einen tiefen Eindruck, insbesondere auf die Wiener Zeuginnen. Die Gräfin Stomm ist einer Ohnmacht nahe.

Nach der Erklärung des Obmannes wird Chorinsky hereingeführt. Der Secretär verliest ihm noch einmal Fragen und Antworten der Jury.

Hierauf werden die Strafanträge gestellt.

Der Staatsanwalt beantragt, den Angeklagten zu einer lebenslänglichen Zuchthausstrafe und zur Tragung der Kosten zu verur-

theilen, dem Gerichtshofe die Milde rung auf Festungsstrafe überlas send; der Vertheidiger beantragt eine achtjährige, auf einer Festung zu erstehende Zuchthausstrafe.

Der Gerichtshof zieht sich zur Berathung zurück.

Das Urtheil lautet auf eine zwanzigjährige, in einer Festung zuzubringende Zuchthausstrafe, Landesverwei sung und Kostenersatz.

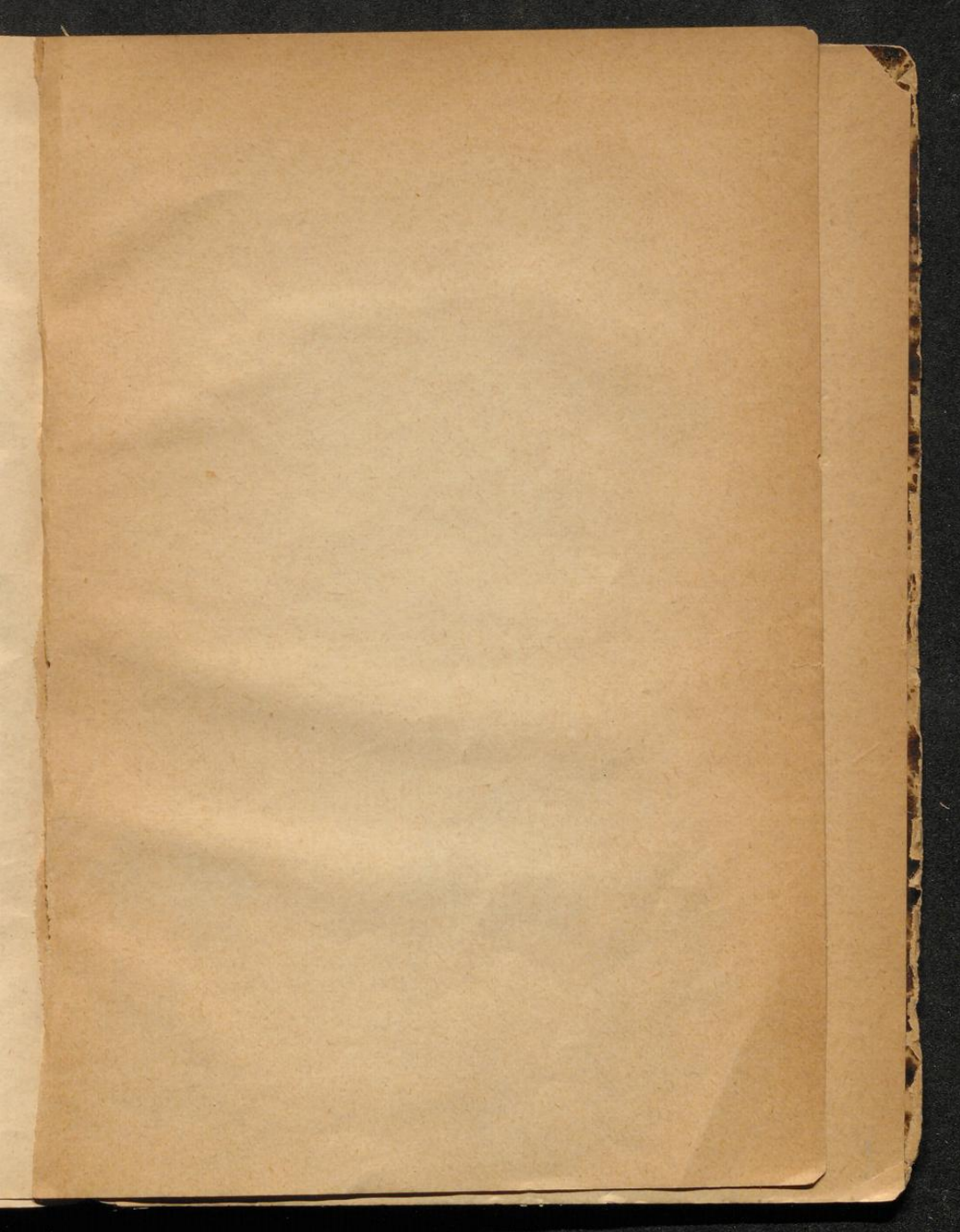
Der Verurtheilte hörte die Verkündigung des Urtheiles ohne sichtbare Bewegung an, beantwortete indessen die Frage des Präsi denten, ob er noch etwas zu bemerken habe, mit einem anscheinend zitternd gesprochenen „Nein“.

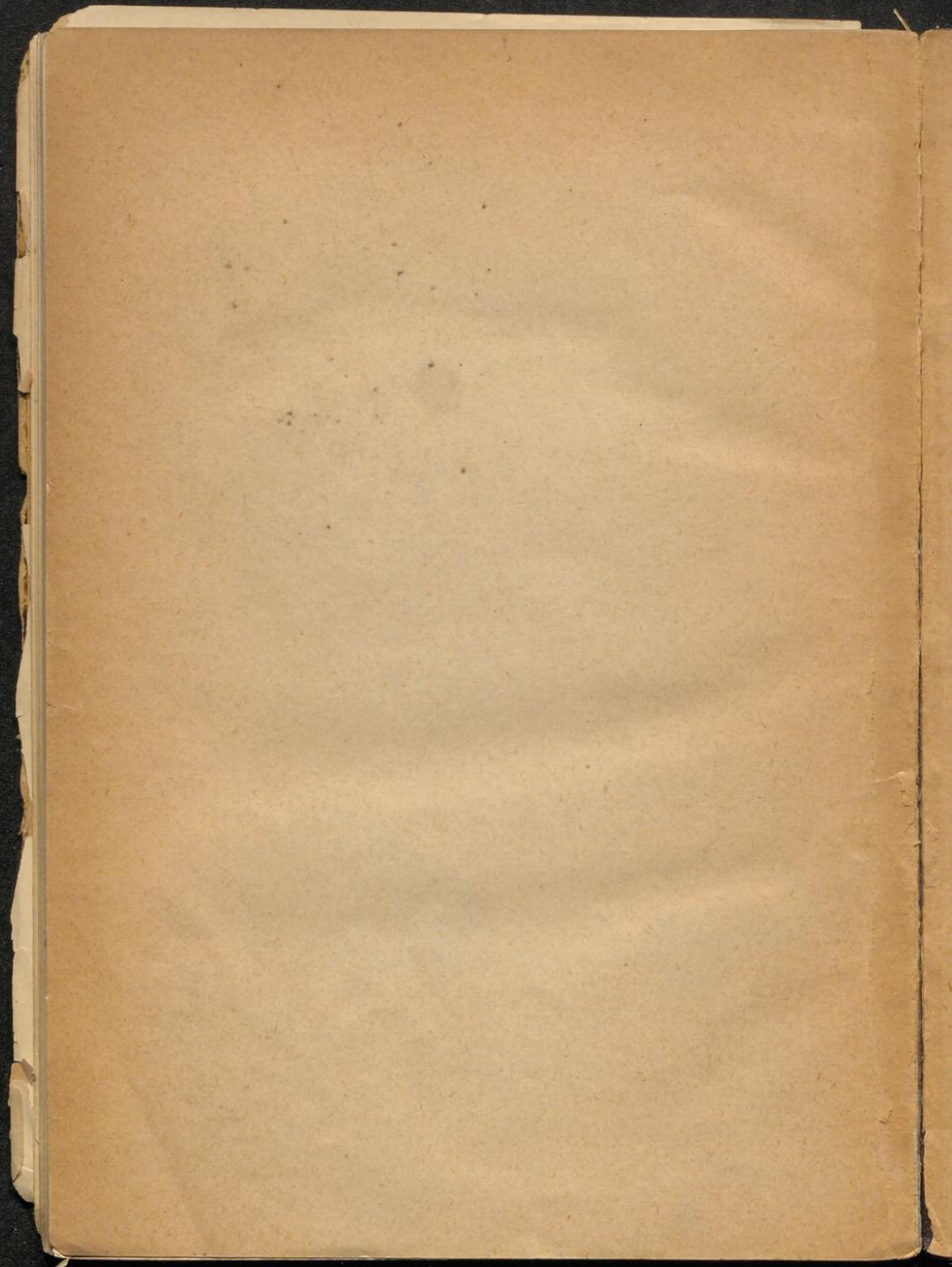
Er fragt dann seinen Vertheidiger, wohin er komme, wie die Einrichtung in der Festung sei und ob er Hoffnung auf Begnadi gung habe?

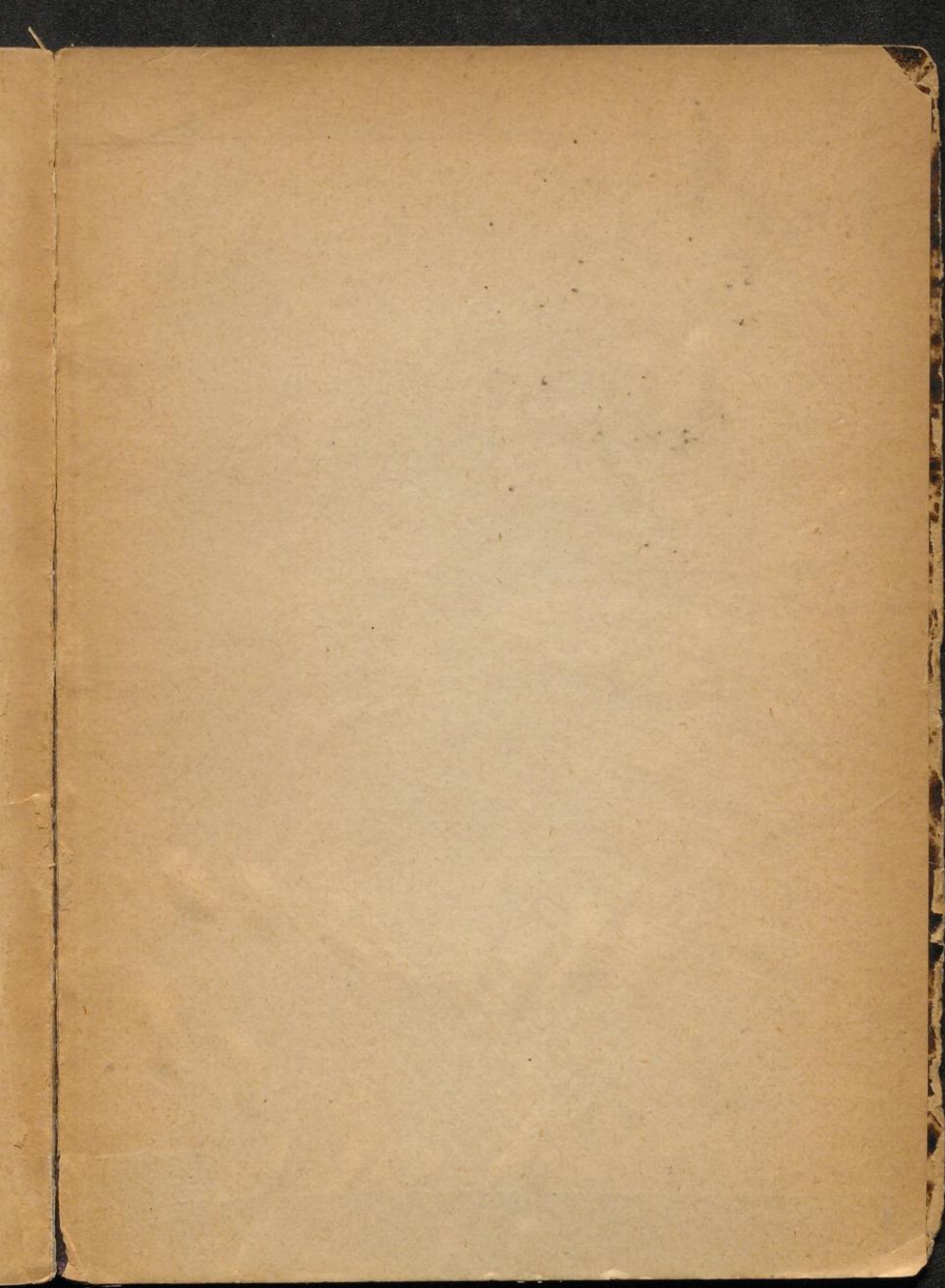
Während der Urtheilsberathung hat sich Chorinsky mit den Journalisten unterhalten und unter Anderem gesagt: Auf Ehre, ich habe nichts gewußt, bis Julie aus München zurück war. Jetzt ist es mir alles Eins. Was glauben's? Schauen's ich möchte die Got towy und die Gräfin Stomm sprechen. Fünf Jahre wären genug; auf Ehre, ich bin unschuldig, ich komme zu der Geschichte, ich weiß nicht wie! Aber ich weiß, was ich thu'! Ich mach' mich krank! — glauben Sie nicht?

Bei dem Hinausgehen aus dem Saale stürzen die Hottowy und die Gräfin Stomm laut schluchzend Gustav Chorinsky um den Hals; dieser scheint gerührt. Die Frauen ersuchen den Präsidenten, morgen Chorinsky besuchen zu dürfen. Der Präsident bewilligt es.

Damit schloß das Drama aus der vornehmen Gesellschaft. Der Graf hat gegen das Urtheil keine Wichtigkeitsbeschwerde einge reicht und wird seine Strafe in der Festung Passau abbüßen.







WIENBIBLIOTHEK



+QWB11027001